Illustrirte Zeitung.



№ 4.] Leipzig, Sonnabend den 22. Juli. [1843.

Jeden Sonnabend 1 Nummer von 48 Foliospalten. — Vierteljährlicher Pränumerationspreis $1\frac{2}{3}$ Thlr. oder wöchentlich 4 Ngr. — Einzelne Nummern 5 Ngr.

Inhalt.

Espartero.

In einem Augenblicke, wo der größte Theil von Spanien in hellem Aufruhr — bezahlt mit dem erpreßten Golde einer leidenschaftlichen und ehrgeizigen Frau und angeregt oder doch begünstigt durch einen Fürsten, der noch nie vor einem Mittel zurückwich, sobald es galt, die wahren oder vermeintlichen Interessen seiner Dynastie zu fördern — auflodert gegen einen Mann, welchen es selbst vor wenigen Jahren erst zur höchsten Würde erhob, und welcher es in diesen wenigen Monaten, umgeben von Schwierigkeiten aller Art, zu einem Zustand der Ordnung und der Gesetzlichkeit zurückgeführt hat, den es seit Jahrhunderten nicht mehr gekannt hat, von dessen Muthe, Umsicht und Treue das Wohl und Wehe eines der gesegnetsten Länder der Erde abhängt, dürfen wir hoffen, daß unsern Lesern ein kurzer Lebensabriß dieses Mannes nicht unwillkommen sein werde. Seine Vergangenheit muß uns Bürgin für seine Zukunft sein.



Don Baldomero Espartero, Graf von Luchana, Herzog vom Siege und von Morella, Grand von Spanien 1ster Classe, Generalissimus der spanischen Armeen und Regent, ist im J. 1793 zu Granatula, einem Dörfchen in der Provinz la Mancha, geboren. Er war das neunte Kind einer armen Familie; sein Vater war Stellmacher, oder nach Andern Fuhrmann. Da er sich frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmte, so nahm man ihn in ein Kloster auf, wo er seine Studien beginnen sollte. Dies fiel gerade in die Zeit, als Napoleon im Jahre 1808 sich Spaniens bemächtigte. Der junge Espartero, damals sechzehn Jahre alt, nahm sofort Theil an der allgemeinen Schilderhebung des spanischen Volkes und trat als einfacher Soldat in ein Bataillon, das, fast nur aus Studirenden und Seminaristen gebildet, bald darauf verschiedenen Regimentern sich einverleibt sah. Espartero, der sich durch seinen Muth rühmlich ausgezeichnet hatte, wurde hierauf in die auf Isla de Leon errichtete Militairschule aufgenommen, die er mit dem Grade eines Unter-Lieutenants erst dann verließ, als der Kampf gegen Napoleon bereits beendigt war; er hatte jedoch Geschmack an der militairischen Laufbahn gefunden, und so verschaffte er sich die Erlaubniß, an einer Expedition gegen die insurgirten spanischen Colonien in Südamerika Theil zu nehmen.

Bald gewann er die Gunst des Generals Don Pablo Morillo, der ihn in seine Nähe zog. Der tapferste Muth und die seltenste Unerschrockenheit, die er in verschiedenen Treffen bewährte, zogen ihm zwar mehrfache Verwundungen zu, öffneten ihm aber zugleich eine glänzende Laufbahn und am Ende des Feldzugs, im J. 1824, war er bereits bis zum Rang eines Obristen heraufgerückt. Damals wüthete durch die ganze Expeditionsarmee eine grenzenlose Leidenschaft für das Spiel; auch Espartero theilte sie mit aller Heftigkeit, und da er ein ebenso guter, als überaus glücklicher Spieler war, so hatte er sich in kurzer Zeit ein beträchtliches Vermögen, und, was dabei selten ist, keine Feinde erworben; übrigens war er auch gerüstet, den Unzufriedenen und Uebelgelaunten zu begegnen, denn Niemand in der ganzen Armee war geschickter in der Handhabung aller Waffenarten, als er, mit dem Messer, mit dem Säbel und mit der Pistole. Jene amerikanische Expedition war die Quelle zu Espartero's Erhebung. Das Spiel verschaffte ihm eine unabhängige Stellung; gemeinsam durchlebte Gefahren, die im Lager und auf dem Schlachtfelde geschlungenen Bande, Gleichförmigkeit des Geschmacks und der Lebensverhältnisse verschafften ihm Freunde und zukünftige Stützen, denn alle die Offiziere, die an diesem amerikanischen Kriege von 1815 bis 1824 Theil genommen, bildeten bei ihrer Rückkehr nach Spanien eine Art von Verbrüderung. Die stolze Verachtung der alten Soldaten aus dem Unabhängigkeitskriege erfand für sie den Namen der Ayacucho's, zum Andenken an die traurige Capitulation von Ayacucho, welche gleichzeitig dem Kriege und der spanischen Herrschaft in Amerika ein Ende machte. Jene Krieger sind jedoch allezeit eng verbunden geblieben, obschon Glück und Lebensverhältnisse sie zerstreut und die Mehrzahl in den bürgerlichen Kriegen sich unter verschiedenen Fahnen feindlich einander gegenüber gestanden hat.

Espartero erhielt den Auftrag, die während des Feldzugs eroberten Fahnen nach Spanien zu überbringen und als Belohnung dafür empfing er den Grad eines Brigadiers. Auf einer Sendung nach dem Depot von Logrono lernte er die Tochter eines reichen Grundbesitzers kennen, die als seine Gemahlin ihm in seine Garnison folgte, wo er seine Tage still bis zum Tode Ferdinand's VII. verlebte. Jetzt trat er aber hervor, erklärte sich zu Gunsten der jungen Isabella II. und wurde beim Ausbruche des Bürgerkriegs auf seine Bitte zur Nordarmee versetzt. Zum Generalcommandanten der Provinz Biscaya ernannt, konnte sich Espartero keines großen Glückes rühmen, vielmehr wurde er öfters von Zumalacarreguy geschlagen; allein da er stets sein Leben gewagt und seine Tapferkeit allgemeine Anerkennung gefunden hatte, so hinderten die erlittenen Unfälle nicht, daß er nach und nach zum Maréschal-de-camp und Generallieutenant ernannt wurde. Als die Ereignisse von la Granja den General Cordova bewogen, seinen Abschied einzureichen und sich nach Frankreich zurückzuziehen, befand sich die Armee in einem solchen Zustande von Zuchtlosigkeit und Auflösung, daß einzig und allein Espartero für befähigt gehalten wurde, Cordova im Amte zu ersetzen. Ein Decret vom 17. September 1836 ernannte ihn daher zum Obergeneral der Operationsarmee des Norden, zum Vicekönig von Navarra und zum Generalcapitain der baskischen Provinzen.

Auf diesem neuen Schauplatze entwickelte Espartero das große Talent, mehr durch Unterhandeln und Zögern, als durch kriegerische Thaten zu siegen. Man muß zugestehen, daß ihn die Umstände bestens unterstützten; allein er wußte auch Vortheil daraus zu ziehen, und das bleibt immer das größte Lob, das man einem General machen kann, dessen Auftrag in der glücklichen Beendigung eines Bürgerkriegs besteht. Als Espartero das Obercommando über die spanische Armee übernahm, war Zumalacarreguy nicht mehr; das frische Leben, das er in die insurrectionelle Schilderhebung gebracht hatte, war inmitten der Umtriebe eines erbärmlichen Ehrgeizes, der Nebenbuhlerei und des Zwiespaltes, welche das Lager des Don Carlos bewegten, erloschen. Die Navarresen, des verderblichen Krieges müde, waren es überdrüssig, die Vertheidigung ihrer Privilegien der Sache des Prätendenten aufgeopfert zu sehen. Andererseits erkannte endlich auch die spanische Regierung die Bedeutsamkeit des carlistischen Aufstandes, und beschloß, zur Beendigung des Bürgerkrieges alle ihr zu Gebote stehenden Mittel zu verwenden. Stark durch Vortheile, die seine Vorgänger nicht gehabt hatten, war Espartero zuerst auf die Reorganisation der zuchtlosen und entmuthigten spanischen Armee bedacht. Ohne Lebensmittel und Sold, bewegt von dem Sturme der Revolution, der Aller Geister durchwehte, häufig ausgehungert, allezeit mißvergnügt, setzte diese Armee ihre Generale ab, tödtete sie, überließ sich allen möglichen Ausschweifungen und trug zu mehr als der Hälfte die Schuld der glücklichen Erfolge des Don Carlos.

Ein bei Luchana erfochtener glänzender Sieg gab den entzügelten Horden Muth und Vertrauen zurück. Dieser

Sieg, der die Entsetzung von Bilbao herbeiführte, ist die schönste militairische Waffenthat Espartero's und verhalf ihm zu seinem ersten Titel als Graf von Luchana. Hierauf bestrebte sich derselbe, Mannszucht in seine Armee zurückzubringen, und verfuhr dabei mit jenem augenblicklichen Nachdruck, der einer seiner Charakterzüge ist. Zwei Generale, Saarsfield und Escalera, waren von ihren eigenen Soldaten ermordet worden; Espartero verbarg anfangs den Abscheu, den diese blutigen Greuelthaten ihm einflößten und wartete, bis er durch glückliche Erfolge das Vertrauen der Armee gewonnen hatte; kaum aber hielt er sich ihres Gehorsams versichert, als er auch sofort die Schuldigen auf eine so unerwartete als kühne Weise, die ganz geschaffen war, das Gemüth der Soldaten zu erschüttern, bestrafte.

Am 30. Oktober 1837, beim Durchzuge durch Miranda del Ebro, ließ Espartero seine Truppen in Schlachtlinie treten, stellte sich inmitten des gebildeten Quarré's und sprach in einigen energischen Worten über die Abscheulichkeit des gegen die beiden Generale begangenen Mordes. Hierauf ließ er zehn Soldaten, die als die Mörder Escalera's wiedererkannt wurden, aus den Reihen treten und nach kurzem priesterlichen Beistande vor den Augen der Armee erschießen, die nun vor den Leichen vorbeiziehen mußte. Zehn Tage darauf, nachdem er in Pampeluna eingerückt war, — dies war der Ort, wo der General Saarsfield ermordet worden — ließ er auf dem Glacis der Citadelle die Truppen ein Quarré formiren, und drohte, sie decimiren zu lassen, wenn nicht sofort die Schuldigen ihm angezeigt würden. Wirklich wurden auch zwölf Soldaten von ihren Cameraden zum Austreten aus den Reihen gezwungen. In diesem Augenblicke kam der Obrist Leon Iriarte, den man hatte holen lassen, heran. Sobald ihn Espartero erblickte, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „Man glaubt im Volke, daß Sie an der Ermordung Saarsfield's Schuld tragen.“ — „Ich bin unschuldig, mein General,“ entgegnete Iriarte. — „Wenn dem so wäre,“ erwiederte Espartero, „so würde es mich freuen; sollten Sie es aber nicht sein, so werden Sie binnen zwei Stunden vor Gott Rechnung ablegen!“ — Tisch und Stühle wurden herbeigeschafft; das Kriegsgericht eröffnete seine Sitzung; die Angeklagten wurden verhört, verurtheilt, und im Angesichte der ganzen Armee erschossen.

Allein zu derselben Zeit, als Espartero seinen Soldaten durch diese Handlungen nachdrücklicher Strenge imponirte, wandte er auch alle Mittel an, um die Liebe seiner Truppen zu gewinnen. Kein Feldherr zeigte sich besorgter für das Wohlsein seiner Soldaten, als er; seine Reclamationen wegen Sold, Nahrungsmittel, Kleidung und Recrutirung der Armee ermüdeten endlich das Ministerium, welches oft das Heer den bittersten Mangel leiden ließ, während es demselben nie an Geld für die Verschwendungen der eben so leichtsinnigen als anmuthigen Königin Christine fehlte, und vielleicht, daß in diesen Weigerungen der Schlüssel zu Espartero's späterem Benehmen zu suchen ist.

Hierauf kam Espartero auf sein System zurück, zu zaudern oder entscheidende Waffenthaten zu unternehmen, wie sich eben die Gelegenheit dazu günstig zeigte. Längst schon hatte er inzwischen die Idee verfolgt, den Bürgerkrieg auf dem Wege des Vergleichs zu beendigen, weshalb er auch so oft als thunlich hierüber mit den carlistischen Heerführern, die er mehr als Andere für derartige Pläne zugänglich hielt, in Briefwechsel trat. Die Armee des Prätendenten war durchaus nicht disciplinirter, als die der Königin-Regentin, bevor der Oberbefehl an Espartero übergeben wurde. Durch eine jener aufrührerischen Bewegungen, deren es unter diesen Armeen so viele gab, war Maroto General-en-chef der carlistischen Streitmacht geworden. Dieser Maroto aber, ein alter Waffengefährte Espartero's aus der Zeit der amerikanischen Expedition, schien dem christinischen Obergeneral am zugänglichsten für die Verwirklichung seiner Pläne. Bald wurden Unterhandlungen zwischen beiden Feldherren angeknüpft; sie wurden von beiden Theilen mit der äußersten Behutsamkeit geführt, und die einstweilige Einstellung der Feindseligkeiten war die natürliche Folge davon. Inzwischen beschloß Espartero, der nie vor einer kühnen That zurückschreckte, sobald er sie seinen Interessen für förderlich hielt, durch einen Sieg das Ende der Verhandlungen, die sich schon seit mehren Monaten in die Länge zogen, zu erzwingen. Die Carlisten hatten sich in einer überaus festen Stellung verschanzt, aus welcher sie Einfälle in Castilien unternehmen konnten; an der Spitze von dreißigtausend Mann bemächtigte sich Espartero in den letzten Tagen des Mai's 1839 durch einen Handstreich jener Position. Bei dieser Gelegenheit wurde er zum Grand von Spanien und zum Herzoge vom Siege erhoben. Eine ununterbrochene Reihe von glücklichen Erfolgen bezeichnete jetzt die Flucht der carlistischen Armee, und am 29. August des genannten Jahres endigte durch den Vertrag von Bergara jener unselige Krieg, der seit sieben Jahren drei schöne Provinzen Spaniens verwüstet hatte. Vierzehn Tage darauf begab sich Don Carlos nach Frankreich. Auch Cabrera sah sich im nächsten Frühjahre genöthigt, daselbst ein Asyl zu suchen, und hiermit war der Friede in Spanien hergestellt und vollendet.

Dies war im Kurzen die militairische Laufbahn Espartero's. Wie wir bereits angeführt haben, zeigte er sich weniger als großer Feldherr, wie als gewandter Zauderer; aber man kann ihn deshalb nicht der Feigheit oder auch nur der Zaghaftigkeit anklagen, denn er ist nicht besiegt worden und seine Unternehmungen haben niemals einen schlechten Ausgang genommen. Er ging langsam, aber sicher auf sein Ziel los, und in seiner Lage war dies das beste Mittel, das er ergreifen konnte, wenn nicht das einzige. Es mag noch hinzugefügt werden, daß dieses System ihm von seinem Geiste, dessen Haupteigenschaft gesunder Blick und richtiges Urtheil war, wie von seinem Temperament und seiner Gesundheit vorgeschrieben wurde. Kalt, phlegmatisch, wie er überhaupt ist, wurde diese Anlage zur Trägheit noch durch eine schmerzhafte Krankheit gesteigert, die ihn zwang, einen großen Theil seines Lebens im Bett zuzubringen, und ihn hinderte, auch die geringste Anstrengung zu ertragen. Seine Soldaten erzählen, daß sie oft gesehen, wie ihn nach langen Märschen der Schmerz zwang, vom Pferde zu steigen und sich unter lautem Geschrei auf die Erde zu werfen. So ist sein Leben gemischt aus wechselnden Fiebern und langen Perioden von Unthätigkeit.

Nicht minder bedeutend als auf dem Felde des Krieges waren jedoch die Erfolge Espartero's auf dem Felde der Politik, welches derselbe mit seiner Ernennung zum Oberfeldherrn betrat. Die Revolution von Granja, welche Espartero erhob, hatte zugleich ein Ministerium des Fortschrittes an die Spitze der Regierung gebracht, denn die große Masse der Spanier gehörte schon damals wie noch jetzt zwei großen sich feindlich gegenüberstehenden Heerlagern an, der Partei des Fortschrittes, Exaltados, Ueberspannte, richtiger aber die nationale Partei, genannt, und der Partei der Gemäßigten, Moderados geheißen, eigentlich aber als französische Partei bezeichnet und bald mehr bald weniger offen, dem Rückschritt von der vertragsmäßigen Verfassung von 1837 zu dem octroyirten Estatuto real von 1833 zugewendet. Jener gehört, außer den Männern von 1812, der größere Theil der Städte und die ganze Jugend, dieser der Hof, ein großer Theil des Adels und der Staatsbeamten, und namentlich der minder ehrenwerthe Theil der spanischen Nation an, der sich um König Joseph geschart und sich seit jener Zeit alles Heil von Frankreich zu erwarten gelernt hat. Es mag sein, daß beide Parteien im Volke von gleicher Stärke sind; bis in die neueste Zeit sind jedoch die Exaltados fast sichtlich im Wachsen begriffen gewesen, und erst seit den letzten Tagen, wo sich die Führer derselben mit den Christinos vereinigt haben, dürfte ihre Zukunft gefährdet erscheinen. Jene stützen sich vornehmlich auf England, welches Spanien, besonders Frankreich gegenüber, frei und unabhängig haben will; diese sind völlig in Frankreichs Interesse, welches durch dieselben die Bourbonischen Familienverträge wiederherstellen und vielleicht einen Orleans auf den spanischen Thron erheben zu können, die schlechtverborgene Hoffnung hegt. Espartero, obwol von wenig ausgesprochener Gesinnung, wurde bei seiner Erhebung den Moderados zugerechnet, scheint aber vielmehr ein ernstlicher Anhänger der Constitution von 1837 zu sein, und ist deshalb den Exaltados wie den Moderados in ihren äußersten Stimmführern in gleichem Maße verhaßt und nur aus diesem Haß das monströse Bündniß derselben erklärbar, welches die jetzige Revolution zu Tage gefördert hat.

Als Espartero zu dem Oberbefehl der Nordarmee berufen wurde, war derselbe mit seinen politischen Ansichten sehr zurückhaltend, sah sich aber doch den Schmähungen der Exaltirten blosgestellt, die er vielleicht durch den passiven aber entschiedenen Widerstand verdiente, welchen er dem durch die Revolution von Granja zur Gewalt erhobenen Ministerium entgegensetzte, über welches er sich weniger für seine Person, als wegen der Hintansetzung seiner Truppen zu beklagen hatte. Nachdem inzwischen Don Carlos seinen damaligen Plan, Madrid durch einen Handstreich zu nehmen, durch das schnelle Heranrücken Espartero's vereitelt sah, richteten die Offiziere der Garde an die Königin ein Gesuch um Entlassung der Minister, worin diese ein Subordinationsvergehen fanden und auf Bestrafung antrugen, welche Espartero verweigern zu müssen glaubte, weshalb die Minister resignirten, weil sie sich über die Mittel, die Armee zu ihrer Pflicht zurückzuführen, nicht verständigen konnten. Espartero schlug das Kriegsministerium und die Stelle als Ministerpräsident aus, verwendete sich aber für die Ernennung des Generals Alair, eines ihm wahrhaft ergebenen Mannes, und behielt dadurch großen Einfluß auf die Verwaltung, indem er die Minister nöthigte, seine Forderungen zu befriedigen und es sogar wagen durfte, die Convention von Bergara auf seine eigne Verantwortung und ohne Zustimmung des Ministeriums abzuschließen. Dieses, kaum von der Furcht vor Don Carlos befreit, löste die Cortes auf und recrutirte sich im absolutistischen Sinne, unter andern auch den Kriegsminister seines Postens enthebend. Diese Beleidigung entfremdete Espartero, welcher vielleicht schon damals die spätern Rückschritte des neuen Ministeriums voraussah, gänzlich der Partei der Gemäßigten und begründete eine Annäherung zwischen ihm und der Nationalpartei, möglicherweise durch den General Linage, seinen Adjutanten und Secretair vermittelt, welcher es wagte, sich offen über die nachtheiligen Folgen der Auflösung der Cortes und der Veränderung des Ministeriums auszusprechen. Nichtsdestoweniger gaben die Wahlen dem Ministerium eine sehr bedeutende Majorität und führten dasselbe zugleich mit dem Königthum, weil sie ihren Sieg zum Unrecht mißbrauchten, dem Untergang entgegen. Nicht nur entzweite sich das Ministerium durch kleinliche Demüthigungen offen mit Espartero, welchen es doch zur Bezwingung Cabrera's nicht entbehren konnte, sondern es ging soweit, das erst im Jahre 1837 angenommene Gesetz über die Municipalwahlen — denen, obgleich wesentlich demokratisch, es doch die große Majorität in der Cortes verdankte — durch eben diese Majorität in einem so ganz entgegengesetzten Sinne verändern zu lassen, daß ein Schrei der Entrüstung aus ganz Spanien wiederhallte. Während der schon durch die bloße Vorlegung dieses unheilvollen Gesetzes hervorgerufenen Aufregung bestand die Königin Christine darauf, mit ihrer Tochter zum Gebrauch der Seebäder nach Barcelona zu gehen; allein sie wurde auf der ganzen Reise mit dem Geschrei: „Es lebe die Constitution“—, die man durch das Ministerium ernstlich bedroht glaubte — „hinweg mit dem Municipalgesetz!“ und selbst mit dem Rufe „Es lebe die Herzogin von Vittoria!“ empfangen. Espartero kannte genau die Stimmung des Volkes und seinem hellen Blicke verbargen sich die Gefahren nicht, welchen die Königin durch ihre verblendete und egoistische Umgebung blosgestellt wurde. Es war in Lerida, wo er mit der Regentin persönlich zusammentraf; er machte derselben die ernstlichsten Vorstellungen; er enthüllte ihr mit soldatischer Offenheit die ganze Gefahr ihrer Lage; vergebens! die Regentin wollte nicht hören; man nannte die Sprache der Wahrheit verletzend, und fand in der männlichen Besorgniß des erfahrenen Feldherrn eine Beleidigung. In diesen Gesinnungen wurde die Königin Regentin noch bestärkt durch ihren glänzenden Empfang in Barcelona, und auch hier wurde die Stimme der Warnung, die von der Stadtbehörde erhoben wurde, übertäubt von dem Geplapper der Schmeichelei. Mit dreifach größerm Triumph, als die Königin, wurde aber wenige Tage später Espartero bei seinem Einzuge empfangen, begeisterte Rufe umgaben ihn und unter diesen auch der: „Tod den Franzosen!“ denen man nicht mit Unrecht die Verblendung der Königin zuschrieb. Ihm wurde überlassen, die Beschwerden eines ganzen Volkes der Regentin vorzutragen, und er verlangte in dessen Namen die Entlassung der Minister und die Zurücknahme des Gesetzes über die Municipalitäten, worüber noch in den Kammern verhandelt wurde. Die Königin verweigerte eigensinnig, was immer dringender von ihr verlangt wurde, und mit dem ganzen Trotz eines launigen Weibes ertheilte sie an demselben Morgen, wo die Nachricht von der Annahme des Gesetzes durch die Cortes einging, die königliche Sanction. Sobald Espartero dies erfuhr, gab er seine Entlassung ein, und als die Königin diese verweigerte, ließ er derselben nur die Wahl zwischen seinen Diensten und denen des Ministeriums, indem er ihr nicht verhehlte, daß nur die Rücknahme des Gesetzes ihr Ströme von Blut ersparen könnte. Schon war der Aufstand organisirt; die öffentlichen Plätze mit Menschen übersäet; der Stadtrath in Permanenz; die Straßen verbarricadirt; das Volk bewaffnet. Nach diesen Vorbereitungen begab sich eine Deputation des Stadtrathes zu Espartero, und in dessen Begleitung zur Königin Regentin, um die bereits ausgesprochenen Bitten zu erneuern. Die Königin, bei welcher Espartero mit den Generalen Valdes und Van Halen eintrat, bewilligte nun zwar die Entlassung der Minister, verweigerte jedoch hartnäckig sowohl die Rücknahme des Gesetzes, als die Auflösung der Cortes. Dennoch gelang es Espartero, schon durch dieses eine Zugeständniß das versammelte Volk

zu zerstreuen und die gestörte Ordnung wiederherzustellen. Die Königin ernannte ein neues Ministerium und vertauschte eiligst den Aufenthalt in Barcelona mit dem von Valencia; kaum jedoch unter dem Schutze des Generals O'Donnell und einer ihm ergebenen Armee sich wissend, entließ sie das volksthümliche Ministerium und wählte ein neues aus der Zahl der entschiedensten Moderados. Da erhob sich ganz Spanien wie ein Mann; der Magistrat von Madrid zuerst, in seinem Gefolge Stadt nach Stadt, Provinz nach Provinz, und einstimmig wurde nun Rücknahme der Städteordnung, Auflösung der Cortes und Entlassung des Ministeriums gefordert. In der Noth nahm die Königin von Neuem zu Espartero ihre Zuflucht und beauftragte denselben mit der Bildung eines Kabinets; dieser reiste mit den von ihm gewählten Collegen nach Valencia ab und legte der Königin die Bedingungen der Unterwerfung Spaniens vor, die nach harten Stürmen ihre Entsagung vom 10. October 1840 und ihre Entfernung aus Spanien zur Folge hatte, wogegen Espartero versprach, zum Schutz der wankenden Krone Isabella's in Spanien zurückzubleiben. Die Königin wandte sich nach Frankreich, von woher der böse Rath ihr gekommen war; sie hat in den fünf Jahren ihrer Regentschaft auch nicht das Mindeste für Spanien gethan; es giebt auch nicht eine wohlthätige Maßregel, welche ihren Namen mit Ehren auf die Nachwelt zu bringen geeignet wäre; wohl aber fanden sich nach ihrem Weggange ungeheure Verschleuderungen des Krongutes, und während Hunderte und Tausende von Mönchen und Nonnen mit den bittersten Qualen des Hungers rangen, hat die allerchristlichste Königin ein Vermögen von enormer Größe aufgehäuft, welches sie in Ueppigkeit verzehrt, soweit sie es nicht zur Anstiftung insurrectioneller Bewegungen verwendet.

Espartero, von den sofort nach der Entsagung der Königin berufenen Cortes zum Regenten des Königreichs gewählt, hält seitdem die Zügel des Staates mit fester Hand und hat dem Lande bereits mehre der trefflichsten Gesetze gegeben, während allmälig auch in die zerrüttete Verwaltung eine Ordnung zurückkehrte, welche seit lange in Spanien unerhört gewesen ist. Allein eine gedemüthigte Frau und eine Italienerin vergiebt nicht; schon zum dritten Male hat sie Aufruhr in den kaum vom Bürgerkriege befreiten Provinzen entzündet. Den ersten, welcher im Palaste selbst ausgebrochen, das Leben der jungen Königin für eine ganze Nacht einer rohen Soldateska Preis gab und an der Tapferkeit einiger Hatschiere scheiterte, büßte am 15. Oct. 1841 der ritterliche Don Diego Leon mit dem Leben, während der schuldigere O'Donnel sein Leben durch die Flucht in Sicherheit brachte. Der zweite, in dem unruhigen Barcelona angezettelt, und durch französische Agenten fast offen unterstützt, kostete dreizehn Opfern das Leben. Der dritte wüthet noch jetzt, von Frankreich offener, als jemals, begünstigt, denn es sind an einem Tage 300 Christinos von Perpignan nach Spanien übergetreten, und alle Häupter der Partei, an ihrer Spitze die Generale Narvaez und O'Donnel, sind, mit Geld und Pässen versehen, von Paris abgereist. Vor wenigen Tagen ist auch Espartero aufgebrochen, seiner Königin Sicherheit und seinem Lande Frieden wiederzubringen; er durfte die Hauptstadt dem Schutze ihrer eignen Bürger anvertrauen, und ohne Furcht des Widerspruchs sich auf ein fast fleckenloses Leben berufen. Das Manifest, welches er vor seinem Auszug an die Nation richtete, ist ein Meisterstück ernster und männlicher Beredsamkeit, und daß er in einem Lande, dessen Finanzverhältnisse sich in einer beispiellosen Verwirrung befinden, ungesetzliche Steuererhebung verschmähte und lediglich von dem Patriotismus der Einwohner die Zahlung der nicht verwilligten Steuern erwartete, ist eine Handlung von so seltener politischer Redlichkeit, daß Espartero schon durch diesen einzigen Zug alle die giftigen Verleumdungen widerlegt hat, die von so verschiedenen Seiten auf ihn geschleudert werden. Er bekämpft zwei gefährliche Feinde, die Rachsucht einer beleidigten Frau und den Fanatismus politischer Träumer, denn für mehr als Träumer können die nicht gehalten werden, die einen Zustand, der von geringen Anfängen sichtlich zum Bessern fortschreitet, gewaltsam mit einem andern vertauschen wollen, für welchen ihre eigene Leidenschaftlichkeit und ihr eigner Ungehorsam gegen das Verfassungsgesetz des Landes keine Bürgschaften von irgend einiger Dauer gewähren. Schon hat er den Schauplatz von hundert Siegen betreten, und so gewiß er der einzige Mann ist, von dem Spanien die Heilung der tiefen Wunden erwarten darf, an denen es blutet, so gewiß begleiten ihn die Wünsche aller Freunde der Ordnung, der Gesetzlichkeit und der Verfassungstreue; ja sollte ihm der Sieg versagt sein, so wird gewiß nicht Christine die Früchte des ausgesäeten Unheils ernten, sondern Spanien wird, für Jahre in seinem Fortschritte gehemmt, eine Beute anarchischer Kräfte werden, und selbst das Königthum erscheint gefährdet, denn wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist. 9.

Die Eisenbahnen in Frankreich.

Die Eisenbahnen, seit länger als zwanzig Jahren in England, seit etwas über zehn Jahren in Belgien, seit acht Jahren in Deutschland in Ausführung begriffen, haben sich bereits auf die Gestaltung des gesammten Völkerlebens zu einflußreich bewiesen, als daß wir die weitere Entwicklung der Eisenbahnsysteme, die ihre vollste Bedeutung erst in ihrer einstigen Vollendung erhalten werden, nicht fortdauernd mit der aufmerksamsten Theilnahme verfolgen sollten. Frankreich hat unter allen Staaten am längsten gezaudert, dieser großen Angelegenheit diejenige Förderung angedeihen zu lassen, welche schon wegen der unvermeidlichen Eigenthumsentäußerungen nur vom Staate ausgehen konnte, und erst durch das Gesetz vom 11. Juni 1842, welches zu der Prägung der einstehenden Denkmünze Veranlassung gegeben hat, ist die Erbauung von ungefähr 3—400 hundert Meilen Eisenbahnen in Frankreich beschlossen worden. Diese Eisenbahnen werden folgende Richtungen nehmen und folgende Hauptorte Frankreichs berühren, die auf unserer Karte angegeben sind.

1) Nach der belgischen Grenze über Lille u. Valenciennes.
2) Zur Verbindung mit England nach einigen Häfen im Kanal, vielleicht Boulogne, Calais und Dünkirchen.
3) Nach der deutschen Grenze über Nancy nach Straßburg.
4) Zu dem Mittelmeer über Lyon auf Marseille nach Cette.
5) Nach der spanischen Grenze über Tours, Poitiers, Angoulême, Bordeaux und Bayonne.
6) Zu dem atlantischen Meer über Tours nach Nantes.
7) In die Mitte von Frankreich auf Bourges.
8) Quer durch Frankreich von Bordeaux nach Cette über Toulouse.
9) Vom Mittelmeer zum Rhein über Lyon, Dijon und Mühlhausen.

Drei verschiedene Kräfte sollen nach dem Plan des Gesetzes sich vereinigen, um die bezeichneten Eisenbahnlinien ins Leben zu rufen und in Betrieb zu setzen. Der Staat wird den Unterbau herstellen, und ein Drittel des nöthigen Grund und Bodens bezahlen. Die Gemeinden, welche den unmittelbaren Vortheil von den Linien ziehen, übernehmen die andern zwei Drittel auf ihre Kosten antheilig, wozu ihnen der Staat das Geld vorschießen wird. Die Privatindustrie endlich stellt den Oberbau her, d. h. legt die Schienen und schafft die Verkehrsmittel herbei, wofür ihr der Betrieb der Bahn unter gewissen Bedingungen auf eine bestimmte Zeit überlassen wird. Kurz gefaßt ist der Sinn des Gesetzes vom 11. Juni: Ueberlassung des Grundes und Bodens durch die Gemeinden; Bau durch den Staat; Betrieb durch Gesellschaften. Staatsvermögen, Gemeindevermögen, Privatvermögen; diese sind die drei Elemente, die sich zu vereinigen haben, um eine der größten Unternehmungen der neuesten Zeit auszuführen.

Frankreich besitzt zur Zeit 960 Kilometer oder gegen 120 Meilen Eisenbahnen, die zur Zeit vereinzelt nur örtlichen Zwecken und dem Privatvortheil dienen, und erst in dem großen beschlossenen Netz ihre Bedeutung finden werden.

Von Paris gehen jetzt 5 Eisenbahnen aus:

Die Eisenbahn	v. Paris n. Saint-Germain hat	19 Kil.
—	v. Paris n. Versailles (rechtes Ufer)	23 »
—	v. Paris n. Versailles (linkes Ufer)	17 »
—	von Paris nach Rouen.	136 »
—	v. Paris n. Orleans und Corbeil.	145 »
	Zusammen . . .	340 Kil.

oder $42^1/_2$ Meilen Gesammtlänge.

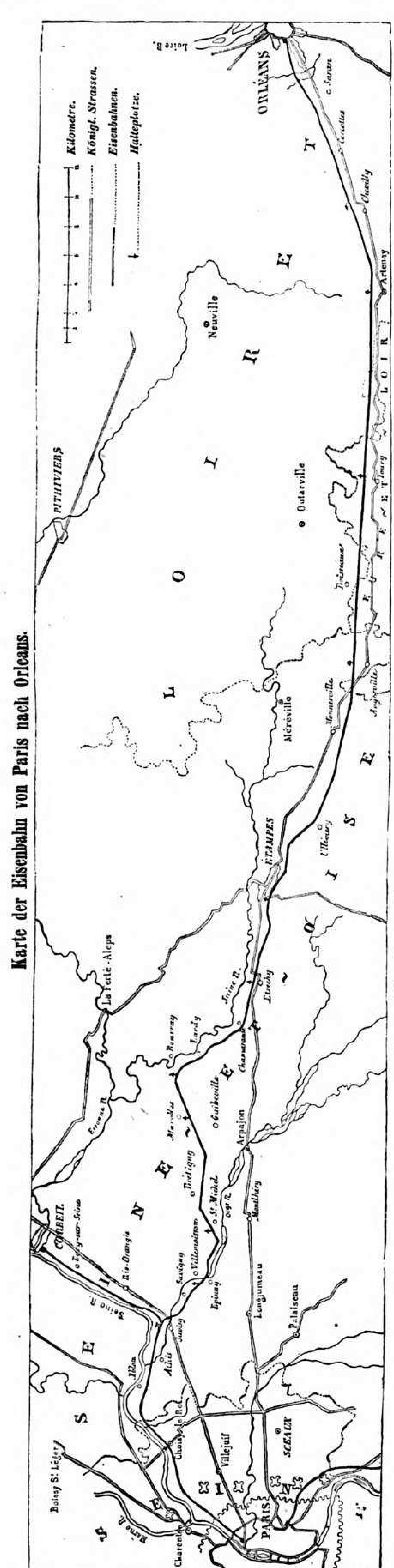
Die Bahn von Rouen wird sich nach Havre, die von Orleans nach Vierzon und Tours, die von Corbeil nach Marseille fortsetzen.

In den Departements der Loire und Rhone sind:

die Eisenb.	von Lyon nach Saint-Etienne . . .	58 Kil.
—	von Saint-Etienne nach Andrezieux	22 »
—	von Andrezieux nach Roanne	67 »
—	von Montbrison nach Montrond . .	16 »
	Zusammen . . .	163 Kil.

oder beinahe 20 Meilen vollendet.





Karte der Eisenbahn von Paris nach Orleans.



Medaille zur Erinnerung an das Gesetz vom 11. Juni 1842.

Die Departements Gard und Hérault haben

die Eisenb. von Montpellier nach Cette.	27 Kil.
— von Montpellier nach Nimes, in Ausführung begriffen, ...	51 »
— von Nimes nach Alais u. Beaucaire und nach Grand' Comté	90 »
Zusammen . . .	168 Kil.

oder 21 Meilen erbaut.

Im Departement du Nord befinden sich

die Eisenb. von Anzin nach Saint Waast und Denain.	16 Kil.
— von Lille nach der belgischen Grenze. .	15 »
— von Valenciennes nach der belgischen Grenze.	14 »
Zusammen . . .	45 Kil.

oder 6 Meilen.

Die Gironde besitzt

die Eisenb. von Bordeaux nach Teste	52 Kil.

oder $6^1/_2$ Meilen.

Die Departements Ober- und Niederrhein:

die Eisenb. von Straßburg nach Basel	150 Kil.
— von Mühlhausen nach Thann. . . .	19 »
Zusammen . . .	159 Kil.

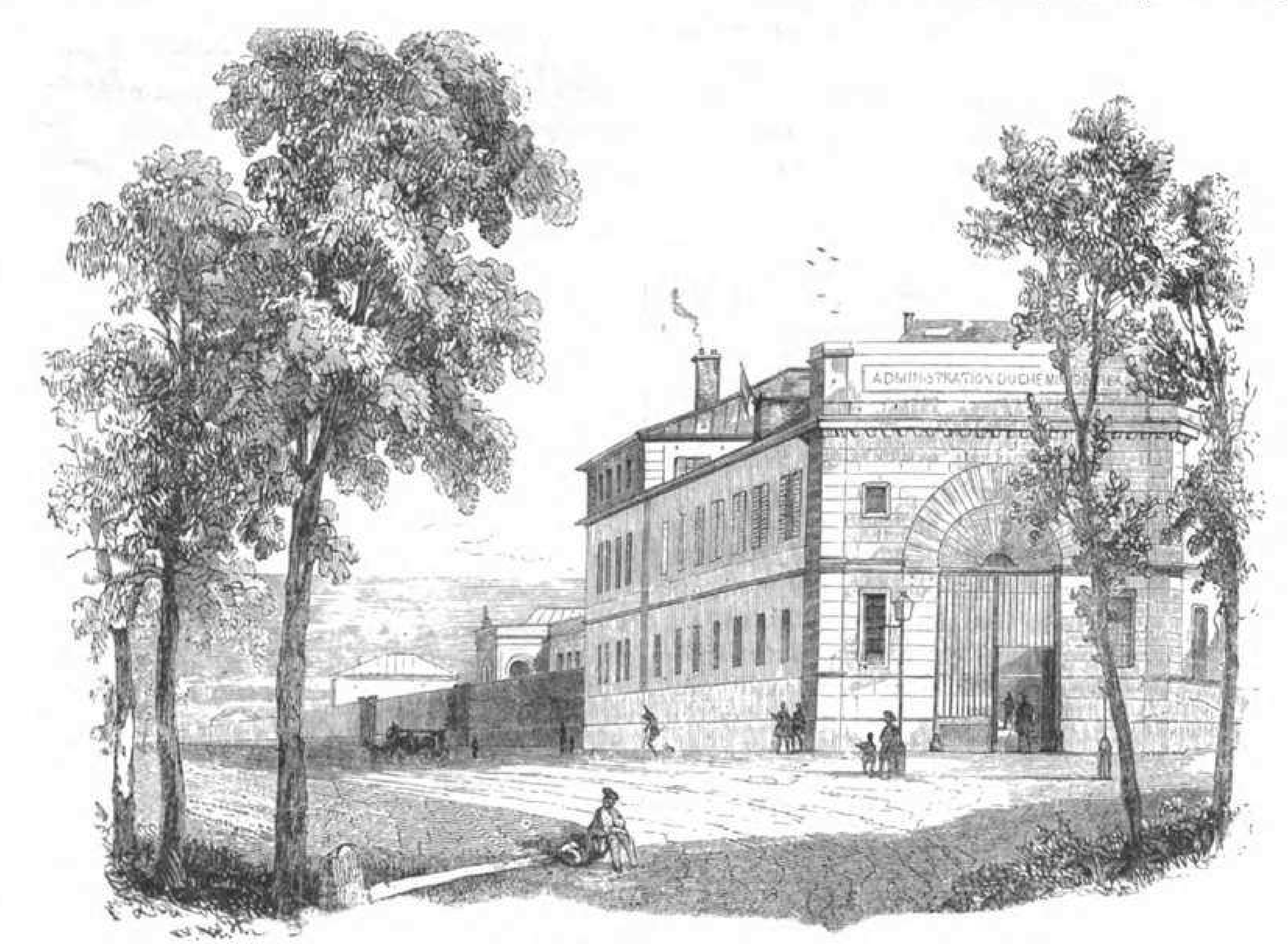
oder 20 Meilen.

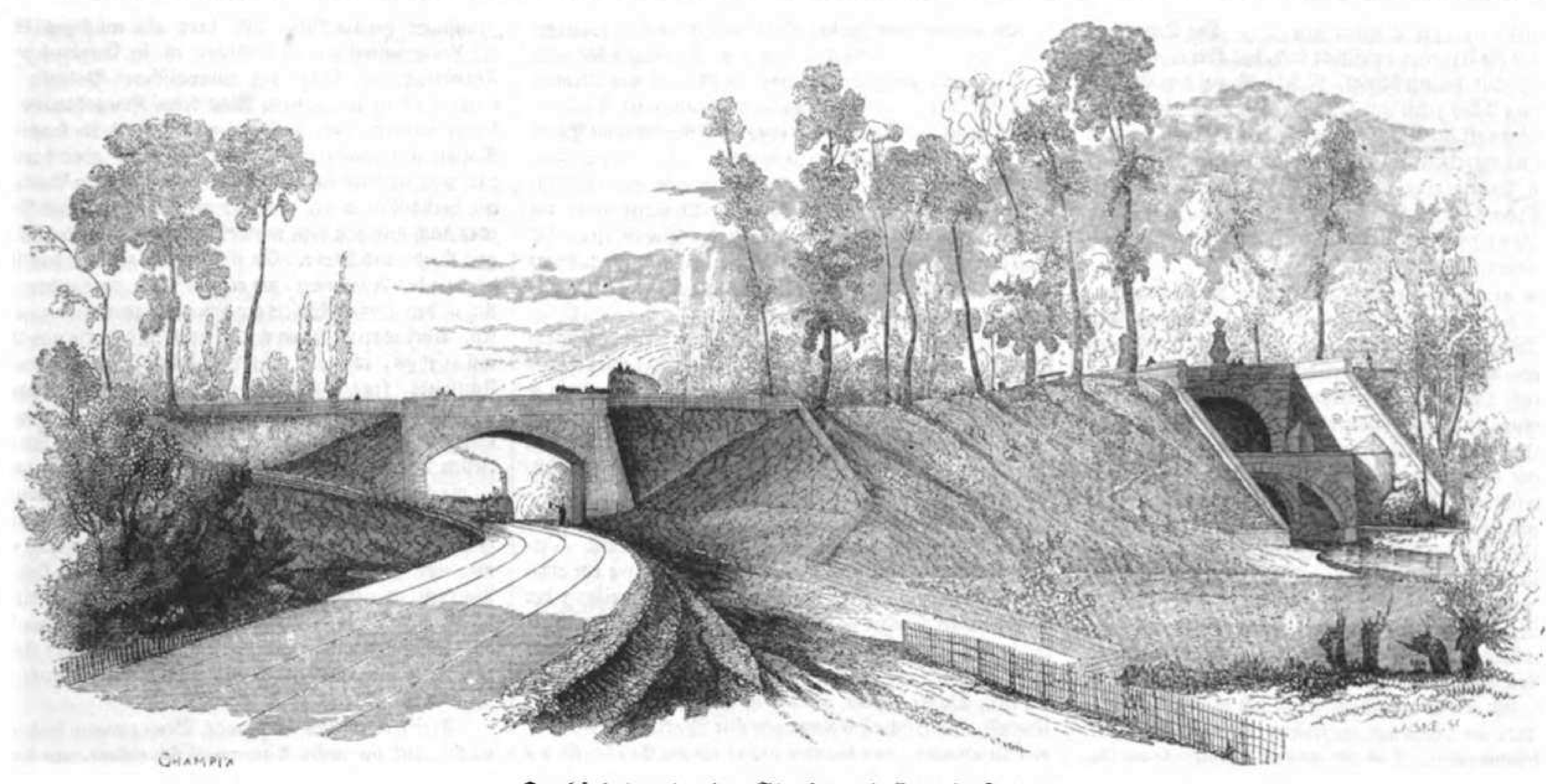
Rechnet man zu diesen noch 50 Kilometer oder 8 Meilen Kohlen- und Bergwerks-Eisenbahnen, von denen auch einige Reisende befördern, so ergiebt dies die ganze Länge der jetzt in Frankreich bestehenden Eisenbahnen, von welchen jedoch die nach Rouen und Orléans erst vor wenigen Wochen eröffnet worden sind.

Die erste Fahrt auf der Eisenbahn von Paris nach Orléans.

Diese Bahn ist am 2. Mai mit allen Feierlichkeiten eröffnet worden, die bei diesen Gelegenheiten wiederzukehren pflegen. Frühstücks von einigen hundert Couverts, Austheilung von Ehrenzeichen, Einweihungen, Reden, Trink- und Lobsprüche kamen hier wie anderwärts vor. Alle diese Herrlichkeiten mitzugenießen, kommen wir freilich nun zu spät; aber wir wollen ein noch schnelleres Gefährt, als die Locomotive, anspannen; die beflügelte Phantasie soll uns in den Bahnhof der Paris-Orléans-Eisenbahn hintragen und wir wollen eine Fahrt unternehmen, während wir uns behaglich aufs Sopha strecken. Bequemer können wir es nicht haben.

Die Paris-Orléans-Eisenbahn ist nicht eine Vergnü-


Der Bahnhof von Paris.



Durchfahrt unter der Straße nach Cour de France.

gungsbahn für die Pariser, wie es die Bahnen nach Saint-Germain und Versailles sind, die man befährt, um sich zu erfrischen an der Natur außer den Mauern von Paris, sondern sie ist das erste Glied in der großen Eisenbahnkette, die den Norden Frankreichs mit seinem Süden, Bordeaux und Nantes mit Havre und Belgien verbinden soll. Hierin liegt ihre Bedeutung.

Der Bahnhof, den wir betreten, ist hoch und geräumig, er ist bereits auf sehr großen Verkehr eingerichtet. Niemand braucht zu drängen, oder steht dem Andern im Wege.

Das Bahngebäude ist in einem edlen, einfachen Geschmack aufgeführt und die äußere Architectur erscheint übereinstimmend mit dem Zwecke des Innern. Vorzügliche Rücksicht ist auf Geräumlichkeit zu ebener Erde genommen, man sieht daher von außen nur weite Arcaden mit hohen Bogenfenstern; den Eingang bildet ein Vorgebäude, das sich über der Anfahrt wölbt und den großen Hof begrenzt. Jenes Vorgebäude dient namentlich zum Ab- und Aufladen von Päckereien.

Der Bahnhof ist länger als 300 Meter oder 900 rheinische Fuß und auf seiner ganzen Länge durch eine bewundernswürdig leichte Bedachung mit Oberlicht versehen. Die dazu gehörigen Räume erstrecken sich bis zum Boulevard de l'Hôpital, wo wir die für die Verwaltung bestimmten Wohnungen erblicken. Die beiden Seiten öffnen sich gegen Straßen — auf der einen vom Quai d'Austerlitz kommen wir herzu — die andere ist ausdrücklich dazu bestimmt, Gepäck und Reisende nach Paris zu führen.

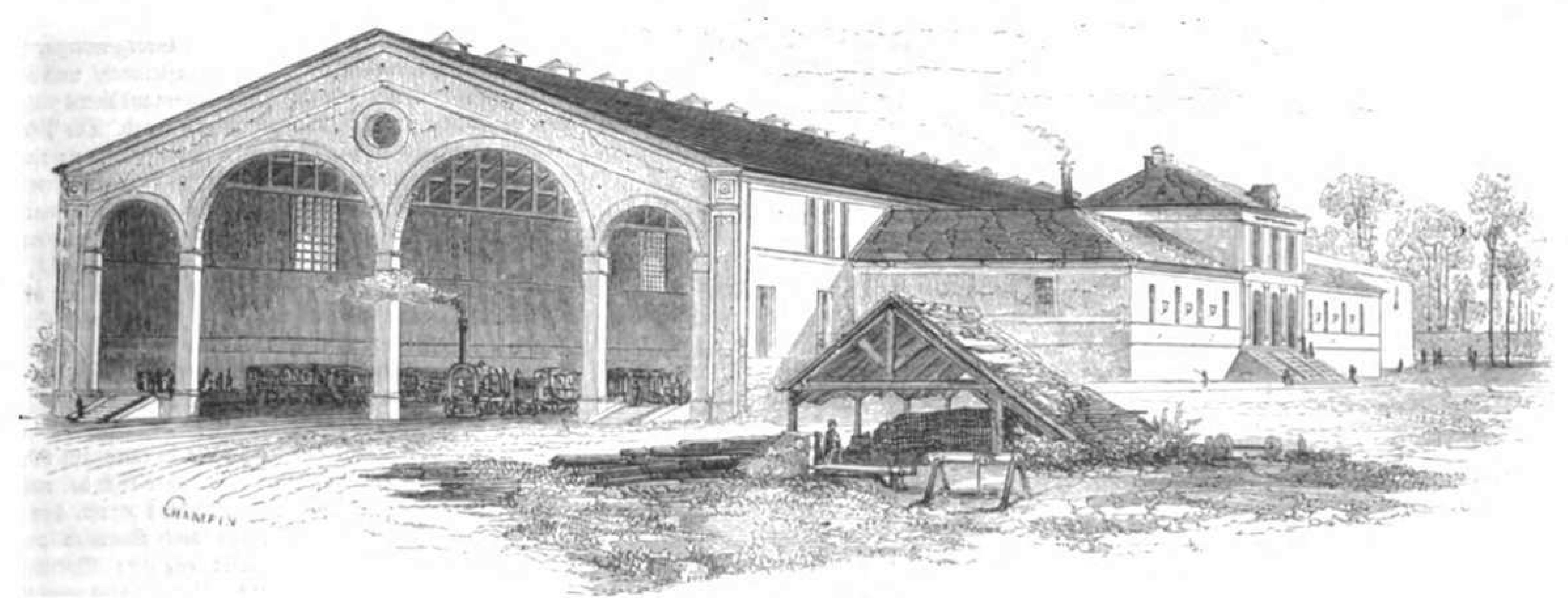
Wir treten ein in das Gebäude und werfen einen Blick auf diese kühne Bedachung über 500 Ellen Länge! Scheint es Euch nicht auf Augenblicke — und, lieben Leser! Ihr müßt Eure Phantasie doppelt so stark anspannen, da Ihr eigentlich Nichts seht, nicht einmal auf unserem Holzschnitte — als wenn das Dachgerüst das Gerippe eines vorsündfluthlichen Unthiers, vielleicht eines Megatherions, sei, unter dem wir uns befinden? Das Licht strömt aus hunderten von Fenstern herein, magisch wird aber die Beleuchtung sein, wenn wir von Orléans zurückkommen und die düstern Spalten des Sparrwerks mit den Strahlen der Gasflammen spielen. Vier Bahngeleise, zu beiden Seiten mit Erhöhungen zum Auf- und Absteigen, nehmen die Bahnwagen bei der Abfahrt und der Ankunft auf und verzweigen sich im Hofe in andere Geleise nach den verschiedenen Wagenschuppen, Werkstätten und Nebengebäuden.

Wir haben noch Zeit bis zur nächsten Abfahrt und wollen daher einen Blick auf die Geschichte dieser Eisenbahn werfen, die während ihres Entstehens mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Im Jahre 1838 wurde einer Gesellschaft die Concession zur Erbauung einer Eisenbahn von Paris nach Orléans, mit Zweigbahnen nach Corbeil, Pithiviers und Arpajou, ertheilt, das Maximum der Steigungen auf 3 Millimeter per Meter und der kleinste Krümmungshalbmesser auf 1000 Meter festgesetzt. Die Gesellschaft, auf ein Actiencapital von 40 Millionen Franken begründet, legte sofort Hand ans Werk und beauftragte den Ingenieur Jullien mit der Ausführung, der sich derselben auch mit solchem Eifer unterzog, daß schon nach 18 Monaten die Zweigfahrt über Choisy Petit Bourg nach Corbeil befahren werden konnte. Während dieser Zeit war die Hauptlinie genau untersucht worden und hatten sich die ernstesten Bedenken wider die Zweigbahnen nach Arpajou und Pithiviers, deren mögliche Einträglichkeit mit dem für sie aufzuwendenden Bau- und Betriebscapital außer Verhältniß zu stehen schien, erhoben. Während dieser Zeit war auch die Aufregung für Actienunternehmungen sehr herabgestimmt, so daß die Gesellschaft sich genöthigt sah, die Regierung um ihre Dazwischenkunft, in Bezug auf den Geldpunkt, anzugehen.

Dieselbe gewährte auch einige Erleichterungen in den Steigungs- und Krümmungsbedingungen, und begab sich einiger anderer Rechte; doch schlug dieses nicht durch.

Den 15. Juli 1840 jedoch schritt die Regierung zu andern Maßregeln. Sie versprach der Gesellschaft auf das einzuschießende Vermögen von 40 Millionen Franken eine Rente von 4 % während 46 Jahren und 324 Tagen, wogegen die Gesellschaft ihr Capital mit 1 % jährlich tilgen sollte. Natürlich fehlte es nun nicht an Einzahlern auf die Actien. Das Steigungsverhältniß wurde auf 5 Millimeter per Meter herauf-, der Krümmungshalbmesser auf 800 Meter herabgesetzt, und die Zweigbahnen Pithiviers und Arpajou ließ man fallen. Unter Einfluß dieser großen Begünstigungen nahmen die Arbeiten an der Bahn den raschesten Fortgang. Der Ingenieur hatte 5 Jahr Zeit zum Bau; die Hälfte genügte ihm zur Vollendung. Der erste Spatenstich geschah zu Anfang 1841, und am 1. Mai



Bahnhof in Orléans.

1843 wurde die letzte Schiene gelegt. — Die Schnelligkeit, mit der die Arbeiten vollführt sind, hat aber keineswegs ihre Tüchtigkeit beeinträchtigt. Nichts ist auf den Schimmer gebaut; Alles ernst und gewissenhaft behandelt. Nichts fällt pfuscherhaft ins Auge, sondern überall spricht sich das Gepräge ausgezeichneter, meisterhafter Bauart aus. Und in diesem Punkte ging das Interesse der Gesellschaft und des Publicums mit der Eigenliebe des Ingenieurs Hand in Hand, denn eine Concession von 99 Jahren ist einem Monopol gleichzuschätzen.

Doch genug der ernsten statistischen Betrachtungen; hinaus in die schöne Landschaft! Wir wollen uns auf den offenen Wagen setzen und die frische Luft nicht scheuen; können wir uns doch um so besser umsehen. — Es ist ein Hochgenuß, durch die blühenden Gefilde zu fliegen! Im Vorüberzuge tauchen schimmernde Häuser, Kirchthurmspitzen vor unseren Augen auf und verschwinden wieder, schnell wie eine optische Erscheinung. Jeden Augenblick entfalten sich neue Bilder auf unserm Fluge von dem mächtigen Paris bis zur stolzen Stadt der Jungfrau von Orléans.

Sobald wir die Thore von Paris hinter uns haben, durchschneiden wir die Fluren von Ivry, Vitey und Choisy-le-Roi, wir befinden uns unter den Kanonen der Festung Ivry. Warum donnern sie uns nicht ein Willkommen zu, die wir auf den Siegesschwingen der Industrie vorüberbrausen? Möchten sie doch ihren ehernen Mund immer nur aufthun, um die Vervollständigung der ehernen Freundschaftsbande der Nationen zu feiern; niemals aber zu deren Zertrümmerung. Auf der ganzen Wegstrecke bis Juvisy, wo die Zweigbahn nach Corbeil abgeht, überblickt man den Lauf der Seine und ihre reiche Thalebene; hier taucht ein Schloß hinter dichten Buchen auf, dort ragt der hohe Schornstein einer Fabrik hervor und kräuselt seine schwarzen Wolken empor. Ueberall Wohlstand, Leben und Bewegung! —

Von Juvisy ab wendet sich die Bahn mit einem Bogen von 1500 Meter Halbmesser in der Richtung nach Etampes und läuft bald darauf unter der Chaussee durch, welche von Antibes nach Paris führt. Der Brückenbogen dieses Uebergangs hat 8 Meter Spannung und 5 Meter Höhe und ist, wie alle Bauwerke dieser Linie es sind, dauerhaft von Stein aufgeführt. Die Chaussee hat dieses Ueberganges wegen zu beiden Seiten auf eine lange Strecke zu einer Neigung von 3 Centimeter in 1 Meter erhöht werden müssen. —

Nicht weit davon entfernt öffnet sich uns das Thal der Orges, oder vielmehr das „Thal der Schlösser". Denn zwischen Jusivy und Arpajon ist Alles bedeckt mit den prächtigen Landsitzen französischer Großen, der Bankiers, der Pairs, der Generale. Schlösser aus allen Zeitaltern! Einige reichen bis ins 11. Jahrhundert zurück, während andere kaum die Hand des Baukünstlers verlassen zu haben scheint. Als zwei große Wahrzeichen auf diesem architectonisch angebauten Felde wechselnder Erinnerungen steigt dort der Thurm von Montlhéry empor, der gegen den Himmel zu murren scheint: warum nicht, wie ehedem, jetzt noch zitternde Vasallen zu seinen Füßen schleichen; und auf dieser Seite trauert die Thurmruine von Etampes mit ihren halb eingestürzten riesigen Mauern, an denen der Zahn der Zeit seit dem 10. Jahrhundert genagt hat, wo, wie man glaubt, die alte Zwingburg gebaut wurde.

Die Eisenbahn hat in mehren Fällen, trotz des Widerstrebens der Eigenthümer, die schönen Parks dieser Schlösser und Landsitze durchschnitten. Der Gewerbfleiß hat das Gesetz für sich; er ist der Allmächtige, vor ihm versinken die Reste mittelalterlicher Herrlichkeit! Was würden die alten Ritter sagen, welche zu ihrer Zeit von ihren Adlerhorsten heruntertiegen, um ihre Nachbarn zu befehden, und, man kann es nicht verhehlen, zuweilen auch die Reisenden zu plündern, was würden sie sagen, diese alten Barone, welche niedere und hohe Gerichtsbarkeit besaßen und das schöne Herrenrecht, was sie so ungern aufgegeben haben, wenn sie, den Hut unterm Arme, vor dem Gewerbfleiß erscheinen und ihn noch begrüßen müßten, wenn derselbe ihr Eigenthum durchgraben, ihre Wässer abdämmen, ihre Forsten niederschlagen will? — Gewiß, sie würden glauben, der Welt Ende sei nahe und Alles stürze in einen ewigen Ruin zusammen. — Und dennoch geschieht dies Alles, ohne daß die Sonne minderen Glanz, wie ehedem, hätte. Ja! sie geht täglich über neue Fortschritte auf, welche die Entwickelung des Menschengeistes hervorbringt. Davor aber mußten die Vorrechte Einzelner stürzen, und das Wohl der Gesammtheit sich auf den Trümmern erheben. Die rohe Kraft, die Gewalt des Stärkern hat zu herrschen aufgehört. Das Reich des Geistes ist angebrochen. Die Zeiten sind glücklicher Weise vorüber, von denen der Dichter sagt:

„Der erste König war ein glücklicher Soldat."

Es genügt nicht mehr, stark zu sein, um zu regieren, man muß zugleich weise und klug sein. Deswegen sitzt heut' zu Tage auch die Industrie mit den Großen und Reichen zu Tische, aber — alle Achtung — mit demjenigen Anstand, der sich ziemt. — So hat allerdings die Eisenbahn die Parks ihrer ganzen Länge nach durchschnitten, aber sie hat zierliche Wegübergänge gebaut, so viele man immer verlangt hat; ebenso oft eiserne Geländer und Brücken unter der Bahn, so daß die Mannigfaltigkeit der Schönheiten der Parks nur erhöht wird durch die Bahn, mit ihren Locomotiven und Tausenden von Reisenden, die wie ein Guckkastenbild vorüberziehen.

Wir befinden uns mit auf dem Zuge, durchdampfen das Thal von Orges und das von Yvette. Die beiden Flüsse sind überbrückt, die Yvette mittelst dreier Bogen von 8 Meter Spannung und 14 Meter Höhe. Nichts Reizenderes, als diese Thalübergänge; weit vermag das Auge den Wendungen der Flüsse zu folgen, wie sie durch Wiesen, Grün und Bäume ihre Silberstreifen ziehen.

Wir halten zu Saint-Michel vor dem prächtigen modernen Schloß von Lormoy, welches Herrn Paturle — einem bedeutenden Fabrikanten — gehört, und wo ein artesischer Brunnen von 120 Meter Tiefe zur Speisung der Locomotiven gebohrt ist, und setzen unsere Fahrt durch die reizende früchte- und ereignißreiche Umgegend von Paris fort. Beinahe mit jeder Raddrehung der Locomotive treten neue Bilder hervor, aber es ist unmöglich, ihre schönen Umrisse, ihre frische Farbenpracht mit Worten auf das Papier zu zaubern, wir könnten nichts als die Ausdrücke des Entzückens fortdauernd wiederholen; was für unsere Leser, die nicht wirklich im Wagen sitzen und die Herrlichkeit rings umher mit den Augen genießen, von wenig Interesse sein würde. Etampes ist erreicht; von da geht es durch ein trauriges ebenes und unfruchtbares Land, hier ist la Beauce, dort schon Sologne! — Endlich gelangen wir nach Orléans in einen weiten Bahnhof, nach einer Fahrt von 15 Meilen, welche wir in 4½ Stunden vollendet, und dabei noch über eine Stunde auf dem Wege verweilt haben, auch nicht so rasch gefahren sind, um uns desto besser umzusehen.

Hier in Orléans war es, wo bei der Einweihung am 2. Mai die Prinzen von Frankreich, welche die erste Fahrt mitgemacht hatten, von den Behörden empfangen wurden, wo der Minister Teste im Namen des Königs den drei Directoren Kreuze der Ehrenlegion überreichte und die Ingenieure Jullien und Thoyot einige Grade höher beförderte, wo der Erzbischof von Orléans die Locomotiven einsegnete und der Abbé Fayet eine geistliche Rede hielt. Die Kanonen donnerten dazwischen, die Glocken riefen zur Andacht. Der Prinz von Nemours musterte die Nationalgarde, die schönsten Mädchen von Orléans streuten Blumen, die dreifarbige Fahne wallte in der Luft und von duftenden Blumenketten war Alles überdeckt. Wir sehen sie noch verwelkt herabhängen. Ein großes Festessen machte den Beschluß. Wir aber kehren nach Paris zurück und dann auf den Schwingen der Phantasie wieder nach unserem geliebten Deutschland.

F.



Unser Wochenbericht.

Ausland.

Wir werden in unserm **Wochenbericht** das Ausland hauptsächlich in seinen Beziehungen zu Deutschland im Auge behalten, d. h. wir werden zunächst diejenigen Ereignisse besprechen, die entweder direct auf unser Vaterland einwirken, oder indirect dasselbe berühren, indem sie den europäischen Frieden bedrohen oder die Stellung der Mächte zu einander und ihre besondere Lage verändern; andere ausländische Ereignisse, die nicht in diese Kategorie gehören, werden wir entweder nur kurz erwähnen oder denselben, wenn sie pittoresker Art sind, in dem illustrirten Theile des Blattes eine passende Stelle anweisen. Ganz gleichgültig kann uns dagegen sein, was in Frankreich oder in England der flüchtige Moment Flüchtiges vorüberführt und dort als müßiges Gerede die Leute unterhält. Allerdings ist in England und in Frankreich der Herd der europäischen Politik; allerdings darf in der ganzen Welt keine Kriegskanone abgefeuert werden, ohne daß die englische und die französische Nation ihre Zustimmung dazu ertheilen, aber darum ist das, was in ihren Zeitungen und selbst in ihren Parlamenten verhandelt wird, nicht immer Geschichte und Politik, oder auch nur von dem mindesten Einfluß auf der Menschheit Wohl und Wehe. Es ist traurig genug, das Uebergewicht des Auslandes, wo es **wirklich** vorhanden, nämlich in den großen Weltbegebenheiten, anerkennen zu müssen. Aber warum sollen wir es auch in den kleinen Ereignissen thun, wo es **nicht** vorhanden ist? Und welchem Umstande, fragen wir, haben jene beiden Nationen ihr großes Uebergewicht zu verdanken? Ihrer politischen Einheit und dem Bewußtsein ihrer geistigen wie ihrer materiellen Macht! Zu dem Einen wie zu dem Andern wären sie nie gelangt, wenn sie nicht stets mehr auf sich und ihre eigene Geschichte, als auf das Geberden ihrer Nachbarn geblickt hätten. Thaten sie das Letztere ja, so geschah es immer nur, um aus dem Hader der Fremden für sich selber Vortheil zu ziehen. Immer aber blieben sie sich selbst zunächst Zweck; ja, würden sie sich nicht stets in die Mitte der Ereignisse gestellt haben, sie hätten bald auch statt der Rolle der Handelnden die der müßigen Zuschauer übernehmen müssen.

Frankreichs und Englands Bewegungen sind es zunächst, auf die unser Augenmerk sich richtet, um darnach zu beobachten, ob und wie auch Deutschland in den Kreis der europäischen Conflicte gezogen werden kann. Nächst jenen Beiden ist es das scheinbar unbewegliche Rußland, das, so sehr wir auch seit dem Jahr 1830 gewohnt sind, seine Kriegsgelüste gedämpft zu sehen, doch gewiß einmal die Zeit wahrzunehmen wissen wird, in welcher es mit größerer Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs seine auf die Donau-Länder der Türkei gemachten Pläne in Ausführung bringen kann. Der letzte Hospodaren- und Fürstenwechsel in der Wallachei und in Serbien hat uns neue Einblicke in diese Plane gewährt, deren nächstes Augenmerk allerdings nur auf die Beseitigung solcher Personen und Zustände gerichtet ist, die den Einflüssen Rußlands weniger zugänglich sind und seinen Absichten nicht dienen wollen.

Fürst Alexander Ghika, einer in der Wallachei viel verbreiteten Fanarioten- und Bojaren-Familie angehörig, ist seines Hospodariates durch einen Ferman des Sultans verlustig erklärt und an seiner Stelle der Bojar Bibesko gewählt und von der Pforte bestätigt worden. Fürst Alexander Ghika hatte die Gunst der russischen Schutzmacht durch einen Versuch, sich von derselben unabhängiger zu machen, verscherzt, wogegen die Familie Obrenowitsch in Serbien, die fast gleichzeitig mit jenem der Herrschaft verlustig ging und deren Absetzung ebenfalls von der Pforte bestätigt ward, keineswegs auch in gleichem Maße die Gunst der russischen Regierung verloren zu haben scheint. Doch scheint weniger dies, als der Umstand gewiß, daß Rußland in den neugewählten Fürsten **Alexander Georgiewitsch**, einen Sohn des tapfern, um die serbische Freiheit so sehr verdienten Cerny Georg, kein Vertrauen setzt, welches er vielleicht gerade darum verscherzte, weil er in Rußland erzogen späterhin den russischen Lehren kein Gehör geben wollte. Am 5. April hatte der russische Botschafter in **Konstantinopel**, Herr von Buteniew, der Pforte ein Ultimatum übergeben, worin auf die Abdankung, oder im Weigerungsfalle auf die **Absetzung** des Alexander Georgiewitsch, so wie auf die Anordnung einer neuen Fürstenwahl und auf die Zurückberufung d:s türkischen Commandanten von Belgrad, **Kiamil-Pascha**, gedrungen ward. Die Pforte würde dieser Forderung Rußlands schon früher nachgegeben haben, wenn sie sich nicht auf den Beistand Englands und Frankreichs verlassen hätte, und in der That hat der brittische Premier-Minister Sir **Robert Peel** auf eine im Parlament an ihn gerichtete Frage noch am 24. April Folgendes erklärt, „daß der Einfluß, welchen die englische Regierung anwenden möchte, nur in dem Sinne werde ausgeübt werden, **zu verhindern, daß der Türkei Bedingungen abgedrungen werden, welche ihrer Integrität und Unabhängigkeit nachtheilig sein könnten.**"

Gleichwohl hat die Pforte in einer am 12. April gehaltenen Divanssitzung, bei welcher auch der russische Botschafter zugegen war, den Beschluß gefaßt, den Forderungen Rußlands, denen sich auch Oestreich angeschlossen hatte, nachzugeben. Der englische Botschafter, Sir **Stratford Canning**, scheint darin eine Bedrohung der Integrität und Unabhängigkeit der Türkei nicht erkannt

zu haben, denn er verhielt sich bei der letzten Entscheidung unthätig, was man zum Theil mit seinem frühern Auftreten nicht zu vereinigen mag und als inconsequent bezeichnet hat; inzwischen findet sein Benehmen in der Mittheilung, welche Lord Aberdeen am 5. Mai im Parlamente machte, seine vollständige Erklärung. Ob aber und welche Veränderung in den Ansichten der Mächte die am 27. v. M. stattgefundene Fürstenwahl, die von Neuem auf Alexander Georgiewich gefallen ist, hervorbringen wird, müssen wir zur Zeit dahin gestellt sein lassen.

Frankreich und England, die von der Julirevolution ab fast zehn Jahre lang mit einander eng befreundet waren und dem übrigen Europa gegenüberstanden, haben seit dem im Juli 1840 ohne Frankreich zwischen Großbritannien, Oestreich, Preußen und Rußland abgeschlossenen Vertrag, in Folge dessen die türkisch-ägyptischen Händel in Syrien geschlichtet wurden, fast beständig in diplomatischem Hader mit einander gelebt. Zuletzt hat sich dieser bei dem von England angeregten Vertrag über das Recht zur Durchsuchung der Seeschiffe gezeigt, den Frankreich, trotzdem daß es ebenso wenig wie England den Sklavenhandel zu begünstigen die Absicht hat, doch nicht ratificiren mag. Es liegt allerdings in dieser Weigerung das stillschweigende Anerkenntniß von Englands größerer Macht zur See, denn da jenes Recht zur Durchsuchung ein gegenseitiges ist, so würde es französischen Kriegsschiffen ebenso gut zustehen, wie englischen; weil jedoch Frankreich nicht so oft in den Fall kommen kann, es auszuüben, als Großbritannien, will es lieber, indem es den Engländern dieses Recht versagt, selber darauf verzichten. Einstweilen sucht Frankreich seine Seemacht immer mehr in einen Stand zu setzen, in welchem es — wenn auch nur im Vereine mit der eines andern europäischen Staates oder Nord-Amerikas — der englischen zu trotzen vermag. In allen seinen Marine-Arsenälen herrscht die größte Thätigkeit und binnen Kurzem dürfte Frankreich in der That eine Flotte besitzen, die allen übrigen Marinen zusammen, mit Ausnahme der brittischen, überlegen sein möchte.

Auf diese Vergrößerung seines Einflusses auf dem Meere sind auch die Schritte gerichtet, die es zur Erwerbung neuer Niederlassungen im stillen Ocean gethan, der vielleicht in wenigen Jahren nicht mehr so außerordentlich entlegen, wie jetzt, von Europa sein wird, da der Plan, die Erdenge von Panama zu durchstechen und eine Verbindung zwischen dem atlantischen Meere und dem stillen Ocean herzustellen, seiner Verwirklichung immer mehr entgegen geht. Alsdann wird es nur der Hälfte der Zeit bedürfen, die man jetzt braucht, um von Frankreich nach den Marquesas- oder nach den Gesellschafts-Inseln zu gelangen, die, selbst den Engländern völlig unerwartet, direct unter die Herrschaft oder den Einfluß der Franzosen gekommen sind. Man hat wegen dieser Erwerbungen die Eifersucht der Engländer zu erregen gesucht; die englische Regierung scheint jedoch keine große Wichtigkeit darauf zu legen. Als vor mehren Jahren ein französischer Abenteurer, Baron Thierry, die beiden großen Inseln von Neu-Seeland in das französische Interesse zu ziehen suchte, da schritt freilich England zeitig genug ein, um seine eigne Herrschaft daselbst zu sichern, wie diese denn auch in der That dort jetzt ebenso consolidirt ist, wie in den Niederlassungen auf Neu-Holland; die kleinen, von unzähligen Häuptlingen beherrschten und kaum zu controlirenden Marquesas- und Gesellschafts-Inseln überläßt es jedoch, ohne sonderlichen Einspruch zu thun, den Franzosen, in der Hoffnung, daß diese, bei ihrer so oft bewiesenen Unfähigkeit, zu colonisiren und für die Zukunft anzubauen, dort entweder bald völlig scheitern, oder doch mindestens eine Art von Algier, d. h. eine Besitzung, die Menschen und Geld kostet, daraus machen werden.

Inzwischen geht Frankreich augenscheinlich nach einem seit mehren Jahren reiflich durchdachten Plane zu Werke. Es hat ohne großes Aufsehen auch in anderen Welttheilen seine Niederlassungen und Seestationen vermehrt. Dazu gehört unter Anderm eine Gebiets-Erwerbung im östlichen Afrika, an der westlichen Küste des rothen Meeres, gerade bei dem Eingange der Straße Bab el Mandeb. Ebenso hat Frankreich im westlichen Afrika an der Küste von Ober-Guinea — die in diesem Jahre der Prinz von Joinville mit seinem Geschwader besuchte — nicht weit vom oder am Delta des Niger und unfern von Cap Palmas, Niederlassungen erworben, während es andererseits sein freundliches Verhältniß zu Mehmed Ali dazu benutzt, um den obern Lauf des westlichen oder weißen Nils zu erforschen, und hier möglicherweise eine großartige Verbindung zwischen dem westlichen und dem östlichen Afrika herzustellen.

Die Debatten der französischen Kammern, die einst, als es noch um die Entscheidung über Principien sich handelte, welche ein Volk politisch frei oder unfrei machen, das Interesse des ganzen civilisirten Europa und besonders Deutschlands auf sich zogen, gehen jetzt fast spurlos vorüber. Die großen Principien sind in Frankreich durch die Juli-Revolution ein- für allemal festgestellt; man streitet sich dort nur noch um Personen, und diese sind nicht hervorragend genug, um uns anzuziehen, oder gar um uns das Näherliegende, die in der Heimath noch nicht entschiedenen Principien, vergessen zu machen. Drei Fragen sind es, die in Frankreich seit einiger Zeit die Kammern und die Politiker beschäftigt haben: 1) Die Zuckerfrage, die Frage nämlich, ob der einheimische Runkelrüben-Zucker dem von den Colonieen erzeugten Rohrzucker zum Opfer gebracht werden soll; 2) die Zollverhältnisse mit Belgien und Deutschland, wobei es sich im Grunde nur darum handelt, wie dem Andern die meisten Vortheile abzugewinnen seien, ohne ihm dafür etwas zu gewähren; und 3) endlich der Durchsuchungsrechts-Vertrag, den wir bereits oben berührt haben.

Unsere deutschen Leser, die sich hauptsächlich für die zweite der hier erwähnten Fragen interessiren, werden sich erinnern, daß der im vorigen Jahre in Stuttgart versammelt gewesene Zollcongreß den seitdem auch zur Ausführung gekommenen Beschluß gefaßt, in dem außerdem fast unverändert gebliebenen Zolltarif ausnahmsweise den Eingangszoll auf gewisse französische Luxus-Artikel, wie Bronzen, Uhren, Gold- und Silber-Arbeiten, Parfümerieen, lederne Handschuhe, Papiertapeten und andere Gegenstände, sowie endlich auf Franzbranntwein, um 100 pCt. zu erhöhen. Es wurde dies als die Retorsionsmaßregel gegen die von Frankreich angeordneten Beschränkungen der deutschen Industrie für nothwendig erachtet. Namentlich hatte dasselbe den Zoll auf die früher von Deutschland eingeführten Nähnadeln und Angelhaken, sowie auf Lein- und Hanfgarn, Leinenzeuge und Schwarzwälder Uhren ansehnlich erhöht, ferner den Zink bei dessen Einfuhr in anderen als französischen Schiffen mit einem höhern Eingangszolle belegt, und dadurch besonders der Stettiner Rhederei einen sehr bedeutenden Nachtheil zugefügt. Vergebens hatte man sich auf diplomatischem Wege bemüht, eine Aenderung dieser Maßregeln herbeizuführen; seitdem jedoch jene Retorsionen von Seiten Deutschlands eingetreten — Retorsionen, welche besonders die Pariser Industrie auf das Empfindlichste treffen — haben die Fabrikanten der französischen Hauptstadt bereits allen ihren Einfluß aufgeboten, um ihre Regierung zu Schritten zu bewegen, durch welche der deutsche Zollverein wieder versöhnt werde. Letztere hat in der That auch bereits den deutschen Regierungen allerlei Vorschläge gemacht, die jedoch, so lange sie nicht auf eine vollständige Zurücknahme der oben erwähnten Zollerhöhungen lauten, der getroffenen Vereinbarung gemäß, nicht angenommen werden können. Deutschland wird durch diese Festigkeit gewiß diejenigen Bedingungen erlangen, die seiner vom Auslande so sehr bedrängten Industrie, Frankreich gegenüber, nothwendig sind, und es wäre nur zu wünschen, daß es auch England gegenüber mit derselben Festigkeit aufträte.

Am 21. April fand im Schlosse von St. Cloud die Vermählung der Prinzessin Clementine, dritten Tochter des Königs der Franzosen, mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg, Bruder des Königs Ferdinand von Portugal und der Herzogin von Nemours, statt. Ludwig Philipp hat nun sein fünftes Kind mit Deutschlands Kindern vermählt; zwei dieser Ehen sind zwar durch den Tod bereits wieder getrennt worden, doch ist die Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von Mecklenburg, als Mutter des französischen Thronerben, mit Frankreichs Geschicken noch auf das Innigste verbunden, und auch der Herzog Alexander von Württemberg, Gemahl der verstorbenen Prinzessin Marie, lebt meistens in der französischen Hauptstadt. Die drei außerdem vermählten Kinder des Königs sind mit dem Könige der Belgier, Leopold von Sachsen-Koburg, der Prinzessin Victoria von Sachsen-Koburg und dem eben erwähnten Prinzen August von Sachsen-Koburg verbunden.

Englands Königshaus hat am 21. April durch den Tod des Herzogs von Sussex einen Verlust erlitten, dem wir bereits einen ausführlicheren Artikel gewidmet haben; und ist dagegen am 25. April durch die Geburt des dritten Kindes der Königin Victoria aus ihrer Ehe mit dem Prinzen Albrecht von Sachsen-Koburg-Gotha, — nicht Albert, wie ihn gewöhnlich deutsche Zeitungen nach englischem Sprachgebrauch zu nennen pflegen — erfreut worden. Die Prinzessin hat in der Taufe die Namen Alice Maud Mary erhalten.

England, das im vorigen Jahre in der Herrschaft seines großen asiatischen Reiches um einen Schritt zurückweichen mußte, indem das von ihm zum Schutz gegen Rußlands heimliche Uebergriffe besetzte Afghanistan durch schmählichen Verrath und Mord sein Joch abschüttelte, hat sich in diesem Jahre dafür schadlos zu halten gewußt, und zwar in Gegenden, die dem Herzen seiner Herrschaft näher liegen. Einen willkommenen Vorwand dazu lieferte ihnen das zweideutige Benehmen der Emire von Sind, die schon beim Hinzuge der Engländer nach Afghanistan ihre Sympathieen für die dort angegriffenen muhammedanischen Brüder nicht zu unterdrücken vermochten. Als nun die Britten einige feste Plätze am Indus besetzten, um den Rückzug aus Afghanistan besser decken zu können, da brach in Hyderabad, der Hauptstadt von Sind — welches mit Hyderabad in Deccan, der Hauptstadt des den Engländern bereits zinspflichtigen Radschahs von Hyderabad, nicht zu verwechseln — ein militairischer Aufstand gegen den großbritannischen Bevollmächtigten, Obersten Mylne, aus. Obwohl aber die Emire bei Hyderabad ein Heer von 22,000 Beludschen versammelt hatten, gelang es doch dem General Sir Charles Napier mit etwa 3000 Mann diese am 17. Februar völlig in die Flucht zu schlagen und die schwachen Fürsten gefangen zu nehmen. Diese sind darauf von dem General-Gouverneur von Ostindien abgesetzt worden, und das Reich Sind bildet nunmehr eine Provinz der brittischen Präsidentschaft Bombay. Zu Hyderabad sollen die Engländer große Schätze gefunden haben, die auf mehr als eine Million Pfund Sterl. geschätzt werden.

In England selbst machen sich noch immer die Folgen industrieller und agrarischer Mißbräuche bemerklich. Hungernde Fabrikarbeiter setzen hie und da Stadt und Land in große Unruhe, aber so arg auch mitunter die Zeitungsberichte lauten: es ist nicht immer so gefährlich, wie es scheint. Das Land besitzt zu umfassende Hülfsmittel, als daß es nicht jedem Drängen dieser Art bald sollte einen Damm setzen können. Von ernstern Folgen dagegen dürfte die Aufregung sein, die jetzt in Irland herrscht, wo Daniel O'Connell und seine Söhne für die Auflösung der Union mit Großbritannien täglich zahlreichere Anhänger finden. O'Connell hatte bis zum 10. Juni seinen Platz im englischen Parlamente noch nicht eingenommen, ja, es hieß sogar, er habe erklärt, daß er ihn nicht wieder einnehmen wolle, da er nur das wiederhergestellte irländische Parlament als seinem Lande geziemend anerkenne. Ob aber gleich die politische Frage in Irland, wo das eine Achtel der Protestanten das gesammte Kirchenvermögen der sieben Achtel Katholiken besitzt, leicht einen religiösen Charakter annimmt, so schien gleichwohl die Regierung im Anfange entschlossen, mit äußerster Strenge auftreten zu wollen. O'Connell weiß indessen immer genau zu berechnen, wie weit er zu gehen habe, um dem Gesetze nicht zu verfallen, und es läßt sich ebenso wenig in Abrede stellen, daß seine Forderungen für Irland gerecht sind, als daß ein Mann, dem Hunderttausende von leichterregten Irländern auf ein Wort folgen, nur ein Mann von ungewöhnlicher Bedeutung sein könne.

In Belgien hat am 16. April eine Ministerveränderung stattgefunden. Sämmtliche frühere Minister sind ausgeschieden mit Ausnahme des Herrn Nothomb, des Verfassers der „Geschichte der Belgischen Revolution", der das Haupt und die Seele des Kabinettes geblieben, das mithin auch keine wesentlich neuen Gesichtspunkte darbieten wird. Im Ganzen sind jedoch einige mehr liberale Nüancen hineingekommen, wobei zu bemerken, daß in Belgien die Bezeichnung „liberal" hauptsächlich als Gegensatz zur „katholischen", d. h. klerikalen Partei gebraucht wird. Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist General Goblet geworden.

Am 3. Mai hat sich auf der Eisenbahn zwischen Lüttich und Brüssel, auf der Strecke zwischen den Stationen Waremme und Landen, ein Unglück zugetragen, das lebhaft an eine ähnliche, wenn auch viel bedeutendere Katastrophe erinnerte, die vor einem Jahre um dieselbe Zeit auf der Eisenbahn zwischen Versailles und Paris sich zutrug. Auf einem der Packwagen, die der Locomotive unmittelbar folgten, entstand — wahrscheinlich durch eine zersprungene Alkoholflasche, mit deren Inhalt ein Funke in Berührung gekommen war — ein Feuer, das diesen Wagen verzehrte, und die in den Personenwagen sitzenden Passagiere dermaßen in Schrecken setzte, daß ein Theil derselben heraussprang, obwohl der Zug noch seine volle Geschwindigkeit hatte. Er wurde zwar bald darauf zum Stehen gebracht, aber bereits waren fünf Menschen getödtet und zwölf schwer verwundet — sämmtlich in Folge des gethanen Sprunges, während diejenigen, die auf ihren Plätzen geblieben oder gewaltsam zurückgehalten worden waren, unbeschädigt davon kamen.

Die Thätigkeit der Niederländischen Generalstaaten war in der letzten Session hauptsächlich auf den Gesetzentwurf gerichtet, durch welchen die fünfprocentigen

Staatsobligationen im Zinsfuße reducirt werden sollen, wozu man zunächst diejenigen 80 Millionen Gulden verwenden will, die Holland von Belgien, als dessen Theil an der gemeinschaftlichen Schuld, zu erwarten hat. Seine unverhältnißmäßig große Staatsschuld ist es, die bekanntlich auf Holland wie ein widerwärtiger Alp lastet. Es ist gezwungen, sich ungeheure Abgaben aufzuerlegen, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wie jeden Luxusartikel zu besteuern, blos um das durch die Zinsen seiner Schuld so große Ausgabenbudget zu decken; ja sogar dem Handel und der Schifffahrt, diesen Arterien seines Herzens, muß es Zwang anthun, muß den freien Verkehr verkümmern, damit sie Steuern aufbringen und den Staatsschatz füllen helfen. Man wirft den Holländern oft Engherzigkeit in ihrer Handelspolitik vor, und wir Deutsche haben auch vollkommenes Recht dazu, ihnen diesen Vorwurf zu machen, aber andererseits fordert die finanzielle Lage der Holländer billige Rücksicht. Sie haben unter allen Umständen gestrebt, ihrem Staate den Ruf der Ehrlichkeit zu erhalten — was bekanntlich Nord- und Südamerika, sowie Spanien nicht gethan — und dies verdient jedenfalls Anerkennung. Wäre Holland nicht genöthigt, hohe Steuern aufzubringen, so würden wir es jetzt vielleicht an der Spitze aller Länder sehen, die ein freies Handelssystem wollen, denn es ist seiner ganzen Lage nach auf ein solches angewiesen. Die Majorität der Generalstaaten scheint indessen von dem Grundsatze auszugehen, daß zunächst bei den Ausgaben, namentlich für das Militair und die Beamten, Ersparnisse einzuführen seien, und hat darum am 27. Mai die Zinsenreduction mit 30 gegen 24 Stimmen abgelehnt.

Holland und Belgien beabsichtigen in diesem Augenblicke beide, neue Colonieen in Amerika zu begründen. Belgien hat sich zu diesem Zwecke mit der Regierung von Guatemala in Centralamerika in Verbindung gesetzt, die ihm den Hafen und das Gebiet von San Thomas mit der Bedingung abgetreten, daß das belgische Colonisirungscomité, an dessen Spitze der Jesuit Peter Walle, ehemaliger Professor der Theologie in Löwen, und mehre andre Priester stehen, nur katholische Auswanderer nach der auch nur von Katholiken oder heidnischen Indianern bewohnten Republik hinüberführe. Die Erfolge dieses Colonisationsversuches sind jedoch um so zweifelhafter, als die Regierung von Guatemala und dieser Staat selbst fortwährenden Revolutionen ausgesetzt sind und es jedenfalls einer respectabeln Macht bedürfen wird, um die Colonie entweder gegen die stets im Kampf mit einander begriffenen Föderalisten und Centralisten oder gegen die dort sehr ansehnlichen und wohlorganisirten Indianer zu schützen. Größern Erfolg darf sich die neu projectirte Colonie der Holländer im niederländischen Guiana versprechen. Hier lehrt bereits der glänzende Zustand von Surinam — mit dem Hauptorte Paramaribo — wie trefflich es die Holländer verstehen, durch Dämme und Canäle, ein flaches ursprünglich vielen Ueberschwemmungen ausgesetztes Land zu einer der fruchtbarsten Gegenden Südamerikas umzuschaffen, mit welcher namentlich das benachbarte französische Guiana contrastirt, das auch heutzutage noch einer der ungesundesten Landstriche ist. — Die neue holländische Colonisation wird von drei Geistlichen, den Herren van den Brandhoff, Betting und Coppya, geleitet. Deutsche Auswanderer, die sich etwa diesem Projecte anschließen möchten, wollen wir jedoch nicht verfehlen, darauf aufmerksam zu machen, daß sie dabei ihre Nationalität zum Opfer bringen müssen, denn gerade die Holländer, obwohl, oder vielleicht weil am nächsten mit uns verwandt, dulden in ihren Colonieen das deutsche — hochdeutsche — Element am wenigsten und lassen ihr ganzes Bestreben darauf gerichtet sein, dasselbe mit der eigenen niederdeutschen Nationalität zu verscheuchen.

In der Negerrepublik Hayti hat kürzlich eine neue Revolution — die fünfte seit der Losreißung der Insel von Frankreich — stattgefunden. Der Mulatte, General Boyer, der seit dem im Jahre 1818 erfolgten Tode Pethion's Präsident des südwestlichen und seit dem 1820 erfolgten Selbstmorde des schwarzen Königs Christoph Beherrscher auch des nordöstlichen Theiles der Insel war, hatte sich durch willkürliche Eingriffe in die Verfassung des Landes, so wie durch seine administrative Unfähigkeit den Haß des Volkes zugezogen. Das Elend des letztern hatte wirklich einen hohen Grad erreicht und wiewohl ein Theil desselben der natürlichen Indolenz der Schwarzen zuzuschreiben, die wohl alle Schwächen, aber nicht auch die starken Seiten ihrer weißen Vorbilder sich angeeignet, so würde doch eine bessere Regierung und namentlich ein sorgfältiger gepflegter Jugendunterricht sie zu etwas Anderm gemacht haben, als sie seit 25 Jahren geworden sind. Zu dem Elende derselben kam noch ein vor wenigen Monaten ausgebrochenes Erdbeben, das die Stadt Cap Haitien gänzlich und die Stadt Cayes zum Theil zerstörte, und die Art und Weise, wie Boyer mit der in Port-au-Prince versammelten Repräsentantenkammer umsprang, rechtfertigt mehr als genügend den Aufstand, wenn ein solcher überhaupt zu rechtfertigen steht.

Der Kaiser von China hat zum Zeichen seiner völligen Aussöhnung mit den Engländern der Königin von Großbritannien kostbare Geschenke übersandt. Es bestehen dieselben aus einem Paar reich mit Gold verzierter Bettstellen, einer großen Quantität seltener in Europa noch gar nicht gekannter Seide, zwei Paar Ohrgehängen, jedes 7000 Thaler werth, einem Shawl, worauf alle den Chinesen bekannten Thiere gestickt sind, und einem Etui mit Juwelen-Geschmeide.

Der Gouverneur von Canton hat eine Proclamation erlassen, in welcher er auf echt chinesische Weise die Abschließung des Friedens mit den Engländern verkündet. Es lautet diese Proclamation folgendermaßen:

„Elipu, Kaiserlicher Obercommissarius, General der Garnison von Canton, Erminister. Zwei Jahre sind abgelaufen, seit die Engländer zuerst die Waffen erhoben. Unser erlauchter Souverain, gnädig und wohlwollend wie der Himmel, hat diese Fremden mit Milde behandelt, indem er ihnen, um den Uebeln und Leiden seines Volkes zu steuern, eine Erneuerung der Handelsverhältnisse zugestanden hat. Die Engländer ihrerseits haben die Waffen niedergelegt, eine so sanfte Behandlung anerkannt, dem Einfluß der Civilisation ihre Gemüther geöffnet und allem Streit ein Ziel gesetzt. Es ist durch einen Vertrag mit England bestimmt worden, daß die Engländer forthin unser Volk nicht mehr beleidigen und angreifen sollen; andrerseits ist aber auch bedungen, daß unser Volk die Engländer, so lange sie harmlos ihren Geschäften nachgehen, nicht beunruhigen oder sonst molestiren darf. So werden beide Theile sich der Vortheile des Friedens zu erfreuen haben. Gegeben im 22 Jahr der Regierung Tao Kuang's am 25. Tag des 12. Monats — 25. Januar 1843 —."

Neuere Nachrichten erzählen, daß diese Vortheile von den Kantonesen nicht anerkannt worden sind, und wiederholte Streitigkeiten mit den dort anwesenden Engländern haben sogar zu einem Angriff auf die Factoreien geführt. Vielleicht jedoch, daß das Erscheinen Sir Henry Pottinger's in Pecking, wohin derselbe mit der Ratification des Friedensvertrages jetzt bereits abgegangen sein dürfte, dazu beiträgt, die friedlichen Meinungen des erhabenen Beherrschers des Reiches der Mitte zu befestigen.

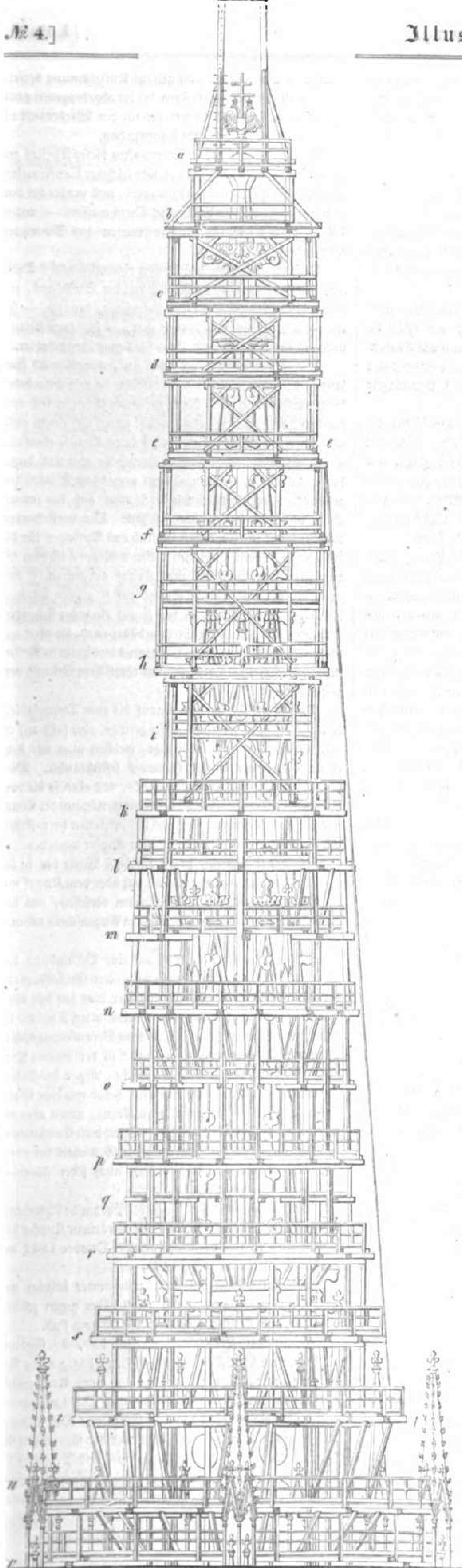
Kolokotroni's Tod.

Theodor Kolokotroni, der berühmteste und berüchtigtste Heerführer der Griechen im Freiheitskriege, starb am 16. Februar 1843 zu Athen am Schlagfluß. Die Leiche ward am Begräbnißtage in seiner Paradeuniform mit allen Orden, die er getragen, nach Landessitte mit unbedecktem Gesicht in einen offenen Sarg gelegt. Fast alle Bewohner Athens, die Garnison, die Regierungsbeamten, das diplomatische Corps, mit Ausnahme des französischen Gesandten, begleiteten ihn zu Grabe.

Kolokotroni war um das Jahr 1765 zu Karitene im Peloponnes geboren, wo seine Vorfahren seit undenklichen Zeiten als Klephtenführer lebten und namentlich sein Vater sich auch durch Widerstand gegen Ali Pascha von Janina ausgezeichnet hatte. Schon früher machte sich Kolokotroni selbst durch Verschlagenheit und Verwegenheit bekannt. Von den Türken zur Flucht gezwungen, trat er am Anfang dieses Jahrhunderts auf den jonischen Inseln in russische und im Jahr 1814 in englische Militairdienste. Später ließ er sich auf Zante nieder, wo er die Lieferung des Fleischbedarfs übernahm und dadurch in vielfache Verbindungen mit dem Peloponnes kam, von wo das Schlachtvieh bezogen wird. Er gehörte zu den Hauptanstiftern der griechischen Revolution und kaum war im April 1821 der erste Schuß gefallen, so gab er sein Gewerbe auf, eilte nach Morea hinüber und stand bald an der Spitze einer beträchtlichen Kriegerschar. Mit vielem Glück nahm er an den Wechselfällen des vieljährigen Kampfes Theil, zeichnete sich aber bei jeder Gelegenheit durch Herrschsucht und Habgierde aus. Auch als England, Frankreich und Rußland einschritten, die türkische und ägyptische Flotte bei Navarin vernichteten, die türkischen und ägyptischen Truppen aus den festen Plätzen vertrieben und das Land den Griechen überlieferten, blieb Kolokotroni noch immer einer der einflußreichsten Männer in Griechenland. Wegen seines beständigen Kampfes gegen jede geregelte Regierungsform und in Folge vieler Gewaltthätigkeiten, die er sich zu Schulden kommen ließ, wurde er später vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Die Regierung verwandelte die Todesstrafe in Gefängniß, begnadigte ihn bald vollständig, überhäufte ihn von Neuem mit Ehren und gab ihm selbst die großen Besitzungen zurück, die er sich früher gewaltsam angeeignet hatte. Man konnte nicht vergessen, daß sein unbeugsamer Muth, seine außerordentliche Umsicht und seine Kenntniß des Kriegs, an den die Griechen gewöhnt waren, sowie der Ruhm seines Namens und seine nahe Verwandtschaft mit den einflußreichsten Familien Moreas das Hauptmittel gebildet, wodurch die Türken verhindert worden, die Revolution gleich beim ersten Ausbruch zu ersticken.



Theodor Kolokotroni auf dem Paradebette.



Der Neubau der obern Pyramide des Stephansthurmes zu Wien.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz groß und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; Wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: „Ich bleibe bei Euch in den Werken meines Geistes; vollendet das Begonnene in die Wolken."

Wem dringen sich nicht diese Worte Goethe's, wie ihm bei dem Anblick des Straßburger Münsters, bei der Beschauung dieses, bei dem Anstaunen des Freiburger Domes, bei dem Bewundern der Thürme zu Cöln, Antwerpen und Wien auf! — Tief hat dies die heutige Zeit erfaßt. Man rettet die Werke der alten Kunst nicht nur vor dem Verfall, man stellt davon im alten Geiste wieder her, was noch herstellbar ist. Während man vor Jahren mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg darauf bedacht war, die Schäden, die Vernachlässigung und Zerstörungen der Revolutionen am Straßburger Münster herbeigeführt, auszubessern, während die Wünsche der Kunst- und Vaterlandsfreunde auf die Herstellung und Vollendung des Cölner Domes — allerdings des gelungensten und in der Schönheit vollendetsten Bauwerks — gerichtet sind, ist es erfreulich zu hören, was in dieser Hinsicht in Wien für den Stephansthurm geschehen, dessen obere Pyramide den Einsturz drohte.

Die **Metropolitankirche St. Stephan**, gewiß das schönste Erbstück von Oestreichs ältesten Fürsten, gegründet von dem ersten Herzog Heinrich, 1156, erhalten und vergrößert von seinen Nachfolgern bis zum Erlöschen ihres Stammes, erneuert und verschönert von der ganzen Habsburgischen Linie, blieb stets ein Gegenstand der Sorgfalt und Fürsorge der Fürsten des Landes bis auf die jetzige Zeit. Durch die bedeutenden Brände Wiens 1258 und 1275 theilweise zerstört und beschädigt, soll sie unter den beiden ersten Habsburgischen Fürsten, Albrecht und Friedrich, wiederhergestellt worden sein, unter Albrecht II. das Chor St. Stephan erhalten haben, erst seit Rudolph aber, dessen ehrbegierigem Streben nicht leicht ein Plan groß und prachtvoll genug war, zu der Größe gediehen sein, die wir jetzt noch an ihr bewundern. Rudolph legte den Grund zu dem hohen Chor und zu dem hohen Thurme 1359.


Leider ist der Name des erfahrenen Baumeisters, von dem der untere Theil bis zum obern Drittheil herrührt, uns nicht erhalten.

Von 1400, dem Todesjahre jenes Baumeisters, bis 1407 führten in der Kunst nur unerfahrene Meister den Bau fort, bis, der Sage nach, **Anton Pilgram von Brünn** auftrat, der Alles, was jene Meister seit 1400 aufgeführt, bis auf die Grundlage des ersten Baumeisters niederreißen ließ, und nun den obern Theil, allen Anzeichen nach, von da an, wo jetzt die Uhr steht, so kühn, so sinnreich aus dem ersten würdigen Unterbau durch immer zierlichere Abtheilungen bis in das obere pflanzen- und netzartige Gestein, emporführte. Nach Michaelis 1433 unter Herzog Albert V. setzte man den Knopf auf den Thurm und vollendete somit den Bau des Thurmes innerhalb 74 Jahren, eine wahrhaft kurze Frist gegen die 162 Jahre — in welchen der Straßburger Thurm vollendet wurde. — Das Bild Anton Pilgram's befindet sich noch jetzt, in Stein gehauen, am Fuß des Petri- und Paulialtars. Der hohe Chor Rudolphs mit den Abseiten wurde erst nach 90 Jahren unter Kaiser Friedrich IV. und König Matthias vollendet. — Im Jahre 1450 legte man den Grund zu dem zweiten nördlichen Thurm, dessen Bau jedoch zur Zeit Gregor Hauser's 1516 stehen blieb. Nachdem dieser Thurm Jahre lang unbedeckt, ein Horst der Raben gewesen, wurde er endlich mit einem Nothdache, und 1579 mit einem kleinen Thürmchen und einer kupfernen Bedeckung versehen.

Schon zu jener Zeit, als man den zweiten Thurm begann, soll der Hauptthurm durch den Blitz so gelitten haben, daß der obere Gipfel im Anfange des 16. Jahrhunderts den Einsturz drohte. Das von allen Bauverständigen jener Zeit als ein Wagestück abgelehnte Werk, die Spitze herunterzunehmen und wieder herzustellen, unternahmen endlich **Leonhard** und **Gregor Hauser**. Sie zerschnitten die Steine der gekrümmten Thurmspitze, stellten die Spitze wieder in ihrer früheren Schönheit her und gaben der durch den Blitz gekrümmten 63 Fuß langen starken Eisenstange, welche den Gipfel trug, mittelst Feuer auf dem Thurme selbst, ihre gerade Richtung wieder, eine Arbeit, an der allein 12 Jahre zugebracht worden sein soll. Bald bog sich die Spitze wieder, da der Knopf von Stein, und dessen Schwankungen nach Außen weder die Stange, noch die übrige Steinverbindung gewachsen war. Man entschloß sich deshalb 1591, unter Friedrich IV., anstatt des steinernen Knopfes einen kupfernen Knopf mit Stern und Halbmond aufzuführen, den später, nach dem glorreichen Entsatze Wiens 1683, Leopold I. mit einem spanischen Kreuz vertauschte. — Auch dies wurde schon nach 3 Monaten herabgeworfen und 1687 deshalb der Doppeladler mit dem 7′ 1″ hohen kupfernen Kreuze aufgeführt. Im Jahre 1809 sah man sich von Neuem genöthigt, den Thurm einer Reparatur zu unterwerfen. Theils die Erdbeben des Jahres 1590, theils die bedeutenden Schwankungen der großen 63 Fuß langen eisernen Helmstange, die bei ihrer im Verhältniß zu ihrer Dicke — unten 4 Zoll, oben 3 Zoll stark — übermäßigen Länge nicht in einer vertikalen Linie bleiben konnte, zuletzt das Beschießen der Stadt Wien am 11. Mai 1809, wobei selbst dieses erhabene Gebäude nicht geschont wurde, ingleichen die Sprengung einer Bastion, Alles dies hatte bemerkbare Beschädigungen am Thurme verursacht. Der damalige Hofarchitect Aman wurde mit der Wiederherstellung beauftragt.

Obschon man nun den Thurm durch eingesetzte Steinstücke reparirt, die Sprünge durch Cement verstrichen und selbst der Pyramide durch 4 eiserne Stangen, die außen bis zum Knauf sich erstreckten, durch eiserne Reife umschlungen und mit diesen verschraubt waren, wohl an sich eine gewisse Dauerhaftigkeit gegeben hatte, so war doch eigentlich den Schwingungen der äußersten Spitze, deren Neigung gegen die vertikale Thurmachse schon bei obiger Reparatur 1809 um 3 Fuß 1⅓ Zoll abwich, kein Ziel gesetzt.

Wir führen zu besserer Verdeutlichung dem Leser die dargestellte Zeichnung des Vertikalschnittes der 1519 gebauten, jetzt abgetragenen alten Thurmspitze vor die Augen. Wie man hieraus ersieht, war gerade die oberste Spitze des Thurmes in einer Höhe von 38 Fuß nicht hohl, wie der untere Thurm, sondern ganz massiv, also nicht mit einer immer steigenden Ver-



ringerung des Gewichts nach oben ausgeführt, wie es erforderlich gewesen. Diese große Belastung mußte bei Bewegungen des Thurmes nach der Seite, so bei dem Läuten der Glocken, nachtheilig gegen die Standfestigkeit wirken. Die Helmstange, schon gekrümmt, mußte als sehr biegsame Achse diese nachtheilige Einwirkung nur vermehren, und die oberen Bewegungen mußten gerade diejenige der oben angeführten 4 eisernen Stangen — mit denen man die obere Pyramide umgeben —, welche der Neigung der obersten Spitze entgegengesetzt liegt, am meisten anspannen; hier fanden sich deshalb auch die größten Zertrümmerungen der Bausteine vor.

So viele Besorgnisse jene Neigung der obern Pyramide bisher erregt, um so größer wurden diese, als 1838 die Ablösung einzelner Steine der Behörde durch das Kirchenmeisteramt bekannt gemacht wurde. Man beschloß daher die völlige Abtragung der obern Spitze und Erneuerung derselben.

Noch in demselben Jahre wurde die Berüstung der ganzen obern Thurmpyramide, die bei einer Höhe von 256½ Fuß über dem Pflaster der Kirche beginnt, und selbst eine Höhe von 175 Fuß 8 Zoll hatte, angegriffen und bis zum Mai 1839 durch die beiden Wiener Zimmermeister Jacob Fellner und Anton Rueff, mit beiläufig einem Kostenaufwande von 15,000 Fl. CM. beendet.

Dies Gerüst bestand — wie aus der Zeichnung ersichtlich — aus 21 Etagen (a — v), von denen nur das unterste Gerüst einen festen Aufstand auf der steinernen Gallerie hat, welche um die eigentliche Pyramide herumläuft und wo noch jetzt die steinerne Bank gezeigt wird, von welcher aus Graf Starhemberg, Wiens heldenmüthiger Vertheidiger gegen die Türken im Jahre 1683, das feindliche Lager zu übersehen pflegte. — Bei den 11 folgenden wurden die mannigfaltigen ornamentalen Oeffnungen der achtseitigen Pyramide so benutzt, daß sie die horizontalen Streckhölzer oder Schoßriegel der Gerüste aufnahmen, welche nun im Innern des Thurmes theils unter einander, theils durch Zimmerverbandstücke und Eisenklammern in der Art mit einander verbunden waren, daß sie den außen befindlichen Theilen des Gerüstes und den hierauf kommenden Lasten als Gegengewicht dienten, ohne jedoch, theils wegen der schwachen Gliederungen, theils wegen der etwa nöthig werdenden Reparaturen, auf dem Thurm selbst aufzuliegen. Die übrigen nun auf einander folgenden 9 Etagen bestanden aus einzelnen für sich abgebundenen Gerüsten, die den Thurm nicht berührten, und deren Säulen theils durch Bänder, theils durch Schrauben und Klammern so fest mit einander verbunden waren, daß eine Bewegung und Schwankung nicht leicht möglich ward. Die 14. bis 20. Etage wurde deshalb gegen die 13. weiter ausladend und mehr vorragend gemacht, um bei dem Wiederaufbau mehr Raum zu gewinnen und also dem Bau selbst leichter und bequemer beikommen zu können.

Auf der obersten Etage endlich stehen zwei durch Streben und mit einem Querbalken verbundene Säulen, welche Vorrichtung zur Aufstellung des Adlers mit dem Kreuze diente.

Bemerkenswerth hierbei ist, daß die einzelnen Gerüstetagen keineswegs vor dem Bau des ganzen Gerüstes entworfen werden konnten, sondern jede einzelne und ihre Dimensionen durch die zufälligen Oeffnungen und Ornamente bedingt waren, so daß die Maße zu den verschiedenen Theilen jeder Etage an Ort und Stelle genommen und hier ausgeführt werden mußten.

So heftigen Stürmen dies wahrhaft ausgezeichnete Zimmergerüst ausgesetzt war, so hat es sich doch 5 Jahre hindurch bis zur Vollendung des Baues in jener schwindelnden Höhe bewährt und nicht der geringste Unfall sich ereignet.

Zur Aufwindung der Baumaterialien war an der äußern Seite des Gerüstes von der 3. bis zur 17. Etage eine fast vertikale Holzbahn angebracht, auf welcher mittelst eines eisernen Kurbelwerkes und Seiles die Baumaterialien, die zuvor im Innern des Thurmes bis zur Höhe der Uhr, von hier aber wieder außerhalb, senkrecht bis zur Holzbahn gefördert, aufgezogen wurden.

Während die Abtragung der obern Thurmspitze im August 1839 mit der größten Vorsicht begonnen wurde, unternahm man zugleich eine genaue Aufzeichnung derselben, da natürlich die äußere Form der der abgetragenen ganz gleich sein mußte, und berieth die für den Wiederaufbau der Thurmspitze zu wählende Construction.

Das Tieferlegen des Schwerpunktes dieses Theiles gegen früher bedingte eine solidere und leichtere Construction der obern Spitze gegen die abgetragene, und mußte bei den geringen Dimensionen des innern Durchmessers — unten 7 Fuß, oben 2 Fuß — zur Construction aus Schmiedeeisen führen.

Diese Construction besteht nun eigentlich aus 2 Theilen, nämlich, dem untern Theil, von der Stelle aus, wo früher die eiserne 63 Fuß lange Helmstange begann, — soweit also die Spitze abgetragen war, — bis zum Knauf, und dem obern Theil, vom Knauf bis zum Doppeladler.

Der erstere besteht aus 8 Rippen, ungefähr 38 Fuß lang, jede aus 3 in aufsteigender Richtung neben einander fortlaufenden und durch Niete zu einem Ganzen fest verbundenen Schienen gefertigt, welche unten auf einem gußeisernen Kranz befestigt und oben beim Knaufe ebenfalls an einen solchen verschraubt, in ihrer Höhe aber noch durch horizontale Reife, — ebenfalls aus gewalztem Winkeleisen gefertigt — in verschiedenen Abständen auf der innern Seite untereinander verbunden sind. Die vorstehenden Ränder dieser Reifen bilden zugleich das Auflager für die Böden im Innern. Zwischen diesen 8 Rippen ist nun die achtseitige Pyramide bis zum Knauf aufgemauert und zwar so, daß jede Schicht Steine aus 8 großen Steinen besteht, also jede Seite in den je auf einander stehenden Schichten nur von einem Stein gebildet wird, die oben natürlich immer kleiner werden, übrigens durch eiserne Reifen noch unter sich verbunden und mit römischem Cement vergossen sind.

Der zweite Theil, vom Knauf bis zum Doppeladler, besteht aus einem ähnlichen Eisengerippe, ebenfalls auf einen gußeisernen Kranz befestigt, welchen man mit dem obern Kranze des untern Gerippes festschraubte. Dies Gerippe wurde mit Kupfer überdeckt, und eben so die vorspringenden Ornamente des Thurmendes, nämlich der Knauf und die Rose (beide ebenfalls aus Eisenskeletten hergestellt), mit einem Ueberzug von getriebenem Kupfer umgeben.

Die ganze Thurmspitze ist auf diese Weise bis in ihr oberstes Ende zugänglich gemacht, und über dem Knauf mit einer Aussteigeöffnung und Thürchen versehen, um den äußern Zustand des Thurmes leicht in Augenschein nehmen zu können.

Zunächst mußte man nun auf eine Verbindung dieses neuen Thurmbaues, der von der untern Gußeisenplatte des untern Gerippes beginnt und hier blos auf den alten Thurm aufgesetzt war, mit dem untern alten Thurme bedacht sein; diese wurde aus 16 eisernen Verankerungsschließen, nämlich 8 in der äußern, und 8 in der innern Peripherie des Thurmes hergestellt, welche, wegen der äußern Ornamente der Pyramide von oben herab wie eine Gabel gestaltet, oben in dem gußeisernen Kranz, unten aber mit der Mauer verschraubt wurden. — Durch diese Construction ist nicht allein eine Verringerung des Gewichtes der obern Thurmspitze herbeigeführt, sondern auch jeder störenden Seitenbewegung begegnet worden.

Der auf der äußersten Spitze der Pyramide schwebende Doppeladler mit Kreuz, beide aus getriebenem Kupfer hergestellt und vergoldet, wurde am 20. October 1842 mit großen Festlichkeiten aufgesetzt.

Die ganze Höhe des Stephansthurmes beträgt nun 435½ Fuß, mithin ist er um 3′ 4″ höher gegen früher, da Adler und Kreuz gegenwärtig 10′ 5″ hoch sind.

Sämmtliche Baukosten betragen 130,000 Gulden, die des ersten Gerüstes 15,500 Gulden, dagegen die Abtragung der obersten Thurmspitze und neue Aufrichtung des obersten Gerüsttheiles 8500 Gulden. Das ganze Eisengerippe hat ein Gewicht von 123 Centnern. Den Plan zu diesem großartigen Wiederaufbau und der sinnreichen Eisenconstruction entwarf der Hofbaurath und Professor der Bauakademie Paul Sprenger, und die Zusammensetzung des Eisengerippes geschah in den Werkstätten des Mechanikers Böllinger. C. K.

Ein Reisemärchen.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Aus Franzens in Prosa geschriebenem Tagebuche. — Album eines Mannes, der sich verheirathen will.



„Ach, ach!“ sagte ich zu mir, als ich wieder in meinen Pantoffeln steckte, „was hat sich denn zugetragen?“

Ich erinnerte mich, daß der Major während unseres Gespräches heftig und mit einer ungewohnten sehr ungeduldigen Bewegung den Lehnstuhl zurückgeschoben und dabei: „Immer noch!“ ausgerufen hatte.

Eine Thräne war langsam aus Maria's sanftem Auge auf ihre rosige Wange und von da auf die zierliche Geldbörse hinabgerollt, die sie für den alten Horn als Weihnachtsgeschenk häkelte.

Wir hatten zusammen mit Scherz und Lachen die Farben ausgesucht und waren so heiter dabei gewesen, denn es galt allerlei kleine Listen anzuwenden, um von dem alten Herrn herauszubringen, was seine Lieblingsfarben seien. Endlich war es uns geglückt, und Maria begann alsbald die Arbeit, um zur rechten Zeit damit fertig zu werden.

Und nun war schon eine Thräne darauf gefallen!!

Gleich einem Edelstein hing diese Thräne
Noch blinkend in dem zierlichen Gewebe,
Dann fiel sie langsam, langsam — auf mein Herz.
Ein heißer Tropfen, ätzend, und ich wähne,
Daß Nichts sie löschen kann, daß dort sie lebe
Genährt von meiner Sorge, meinem Schmerz.

Ich sah sie aus Maria's Auge dringen
Und hätte sie so gern mit einem Kusse
Von ihrem Antlitz leise weggehaucht;
Die eigne Trauer konnt' ich nicht bezwingen,
Sie trieb mich fort — dem nagenden Verdrusse
Zu wehren, hab' ich selber Trost gebraucht. —

Rabbinen lehren: Wenn Jehovah schauet,
Wie sich zum Bösen selbst der Mensch verführet,
Und immer abwärts von der Gottheit strebt, —
Daß eine Zähre ihm im Auge thauet:
Wenn diese bei dem Fall das Meer berühret,
So braust es wild auf, und die Erde bebt.

So fiel auch deine helle Thräne nieder
Ins Meer von meinen schlummernden Gedanken,
Und plötzlich tobt und stürmt es wild in mir;
Die alten Qualen kehren furchtbar wieder;
Die alten Zweifel auf- und abwärts schwanken —
Maria! Ruhe find' ich nur bei Dir!

Und doch — Maria's Thräne hat mich nicht so schmerzlich berührt, wie das stumme Mitgefühl ihrer sanften, liebevollen Mutter. Langsam richtete sie die Augen auf ihre engelgleiche Tochter, ohne ein Wort zu äußern, aber deutlich las man in ihren Blicken die Worte: „Mein armes Kind! Du mußt Dich darein fügen. Es ist Gottes Wille!



Aber warum war denn der alte Major so zornig? — Warum vergoß Maria die Thräne? Das blieb mir unerklärlich.

Um mich zu zerstreuen, zündete ich eine Pfeife an, blies, wie das in solchen Fällen immer geschieht, den Rauch nachdenklich in die Luft und griff zu dem ersten besten Buche, das nebst vielen anderen verwandten Werken auf meinem Tische aufgestapelt lag. Es war ein Band der

Reisen um die Welt, von Capitain Cook.

Da ging mir ein Licht auf — mein Gedächtniß versagte mir nicht länger den Dienst.

„Verflucht sei die unselige Reisewuth!“ rief ich; „von Neuem hat sie mich hingerissen, tausend unsinnige Dinge zu schwatzen, die Maria betrübt, ihre Mutter gequält und den alten Herrn recht böse gemacht haben.“

Ich beschloß, mich augenblicklich zu bestrafen. Es fiel mir ein, daß Goethe einmal bemerkt, seine meisten poetischen Werke seien eigentlich eine Art Selbstbeichte, um mit sich über einen ihn beherrschenden Zustand der Seele in das Klare zu kommen. „Das Mittel muß probat sein,“ dachte ich, „da ein so großer Geist es so oft angewendet hat. Wo eine ordentliche Beichte ist,“ meinte ich ferner, „da bleibt auch die Reue und die Buße nicht aus. Reue und Buße bin ich aber der lieben Maria, der guten Frau Förster, dem wackeren Major schuldig, und will ihnen meine Schuld aus Herzens Grunde abtragen.“

Ich ergriff nun eine Feder und schrieb wie folgt:

Wider das Reisen.

Zerstreute Gedanken eines Reisenden, der endlich zu Hause bleibt.

Das Reisen ist eine Erfindung des Teufels, der es so leicht macht, um die Menschen desto sicherer zu verführen. Fing er nicht schon mit Adam und Eva an? Hätten sie den Apfel nicht gegessen, so wären sie hübsch im Paradiese geblieben, das ihnen der liebe Gott in Erbpacht gegeben. Nun aber vertrieb sie der Engel mit dem flammenden Schwerte, und sie begaben sich auf die Reise. Von dieser Reise aber datirt sich alles Elend der Menschheit.

Wann waren die Israeliten am undankbarsten gegen Gott und Moses, die es doch beide so gut mit ihnen meinten? Auf der Reise in das gelobte Land, wo sie sich beständig gegen die Anordnungen ihres Führers auflehnten und das goldene Kalb anbeteten; eine Schwäche, die ihnen seitdem geblieben ist und mit der sie allmälig fast alle anderen civilisirten Völker angesteckt haben.

Noch größeren Schaden aber hat die Reisewuth gestiftet. Man denke nur an die Völkerwanderung. — Ganze Nationen machten sich da auf die Reise und schoben und drängten sich vorwärts. Es war wie eine hinten angespannte Locomotive, die entweder fortschiebt oder zermalmt. Wer heute an der Donau zu Bette ging, konnte erleben mit dem nächsten Morgen an der Elbe oder gar im Himmel, wenn nicht in der Hölle aufzuwachen. Von der Verwirrung, die dadurch angestiftet wurde, haben wir uns jetzt noch nicht erholt; es ist daraus eine Confusion in der Weltgeschichte wie in der Weltgeschichtschreibung entstanden, die noch immer auf Lösung harrt.

Ich könnte noch viele solche Belege anführen, aber mein Styl wird dadurch zu altmodisch und man möchte mir nicht ansehn, daß ich ihn auf Reisen gebildet habe. Das wünsche ich aber, denn eben dadurch beurkunde ich meinen Beruf, wider das Reisen zu schreiben.

Was gedeiht durch das Reisen? Nur die Wirthshäuser, die wie Pilze aus der Erde schießen, und sich gegenseitig überbieten an Luxus, Eleganz und Bequemlichkeit. — Was gedeiht durch die Wirthshäuser? Das Schlemmen und Zechen, das Einem dort so leicht gemacht wird, und daß das leichte Schlemmen und Zechen die Sittlichkeit zerstören, das bestreitet gewiß Niemand. Ergo: das Reisen zerstört die Sittlichkeit.

Das Reisen befördert die unglücklichen Ehen. — Der Gatte auf Reisen meint, er müsse seine Zeit weise benutzen und interessante Bekanntschaften machen; darüber vergißt er gar leicht, daß er verheirathet ist; die Gattin daheim freut sich dagegen, daß sie während seiner Abwesenheit nicht blos der Sache nach, sondern auch dem Namen nach Herr im Hause ist, und das behagt ihr gar sehr. — Kehrt Jener nun zurück, und das alte Verhältniß tritt wieder ein, so gefällt es beiden Theilen nicht mehr, und ist das erst der Fall, so ist auch die Untreue nicht mehr weit.

Ein gereister Mann zu sein, ist jetzt keine Kunst mehr; hoffentlich wird es aber bald eine Ehre werden, ein nicht gereister Mann zu sein. Reisen ist Mode geworden; sich nicht von der Mode beherrschen lassen, beweist, daß man Charakter habe.

Das sogenannte junge Deutschland überschwemmte die Welt mit Reisebildern, Reiseblättern, Reisebriefen, Reisenovellen, Wanderbüchern, Reiseabenteuern und so weiter. Dafür wurden seine Schriften auch verboten. Das jüngste Deutschland handelt also am klügsten, wenn es hübsch zu Hause bleibt; dann beschreibt es seine Reisen nicht und seine Werke werden ihm nicht verboten. Es hat dadurch den Gewinn, daß seiner Gründlichkeit, seinem Geldbeutel und seinem Verleger kein Schaden zugefügt wird.

Die Hauptsache aber ist, daß das Reisen Geld kostet und zwar viel Geld, und daß dieses Geld immer aus dem Lande geschleppt wird. Die kleinen deutschen Fürsten sollten vor Allem daher das Reisen verbieten, und zwar je kleiner ihr Land ist, desto strenger, denn je kleiner ihr Land ist, desto mehr Geld wird hinausgeschleppt und desto weniger hineingetragen; das geht Alles in die großen Länder und bleibt dort.

Geld aus dem Lande tragen ist aber überall ein Hauptverbrechen; man frage nur die Finanzminister. Mich wundert, daß die neuen Criminalgesetzbücher so wenig Rücksicht darauf genommen haben. Ich mache die gesetzgebenden Behörden darauf aufmerksam und bitte mir gelegentlich einen Orden dafür aus; es hat aber keine Eile.

Verdrießlich warf ich die Feder weg und gab mir nicht einmal die Mühe, das Geschriebene zu überlesen. Der Wurm nagte noch immer fort an meinem Herzen, das in der Einsamkeit klopfte wie eine Todtenuhr. — Maria hatte

ja um mich geweint. — Ach, wir Männer sind so täppisch, wir ahnen oft nicht einmal, wie tief wir durch eine ungeschickte Bemerkung, einen unzeitigen Scherz ein armes weibliches Herz verletzen können und ihm eine Wunde schlagen, die das ganze Leben hindurch bei der leisesten Berührung wieder blutet und schmerzt.

Maria hat um mich geweint! — Ich kann das nicht vergessen. Alle Herrlichkeiten der Welt können mich nicht darüber trösten, ihr Thränen in die Augen getrieben zu haben.

Nein, nein, ich will nie wieder daran denken, zu reisen!

Morgen früh soll es mein Erstes sein, zu dem Major zu gehen und ihn zu bitten, meine Thorheit zu vergessen und mir zu helfen, Maria's Verzeihung zu erlangen.

Ich werde mich der Geliebten zu Füßen werfen und ihr feierlich geloben, sie nie zu verlassen. Sie wird mir glauben und meine ernste Reue ihr Herz rühren.

Ich sehe sie schon mir im Geiste ihre kleine weiße Hand reichen und ihre sanften blauen Augen mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Liebe auf mich richten.

Ach, wie lieb strahlten diese süßen Sterne an dem Tage, wo sie mir mein Lieblingslied sang, das alte herzige Volkslied: „So viel Stern' am Himmel stehen", das sie mit einem Ausdrucke vortrug, als ob sie es selbst gedichtet habe, und es in jenem Augenblicke erst ihrem innigsten Gefühle entquelle:

Da schrieb ich folgendes Gedicht an sie, als ich Abends zu Hause kam und mir ihre Töne noch immer in tiefster Seele nachklangen.

Maria.

Wenn der Frühling milde Lüfte
Kosend einer Knospe spendet,
Oeffnet sie den Kelch und sendet
Still nach oben süße Düfte,
Und es ist, als ob die Seele,
Die der Pflanze zugetheilt,
Dankerfüllt gen Himmel eilt.

So Maria, wenn sie singend
Vor dem offnen Fenster steht,
Und die Töne, sanft verklingend,
Mit des Abends Hauch verweht, —
Von den Lippen aufwärts schweben
Und zum Vater Aller streben. —
Ihr Gesang ist ein Gebet.

Sie wird das nicht vergessen haben.

Dann wird sie sich auch schmücken und das hellblaue Kleid anziehen, das ich so liebe und das ihr so gut steht. Wir werden zusammen in die Kirche gehen,



denn morgen ist ein Sonntag und die Predigt andächtig anhören; aber wenn die Gemeinde still das Vaterunser betet, dann werden wir unser eigenes inniges Dankgebet zu Gott emporsenden, für das große Glück, das er uns jetzt schon gewährt und das uns noch erwartet. Ich werde dem Allmächtigen ganz besonders auf meinen Knieen danken, daß er mich noch einmal vor mir selbst gerettet hat. — Dann werden wir, wenn wir nach Hause gehen, den längsten Weg einschlagen und die Wiesen durchstreifen, die eine weiße Schneedecke hüllt und welche in den Sonnenstrahlen flimmert, als sei es ein Gewebe von Diamanten und Rubinen. Ich höre schon Maria's herzliches Lachen, wenn ihre zarten Füßchen im Schnee versinken und ich ausgleite, da ich ihr zu Hülfe kommen will.



So kehren wir heiter nach Hause zurück, indem sie sich voll Vertrauen auf meinen Arm stützt.

Die gute Mutter wird uns wohlwollend empfangen, und die erstarrten Hände ihrer geliebten Tochter in den ihrigen erwärmen.

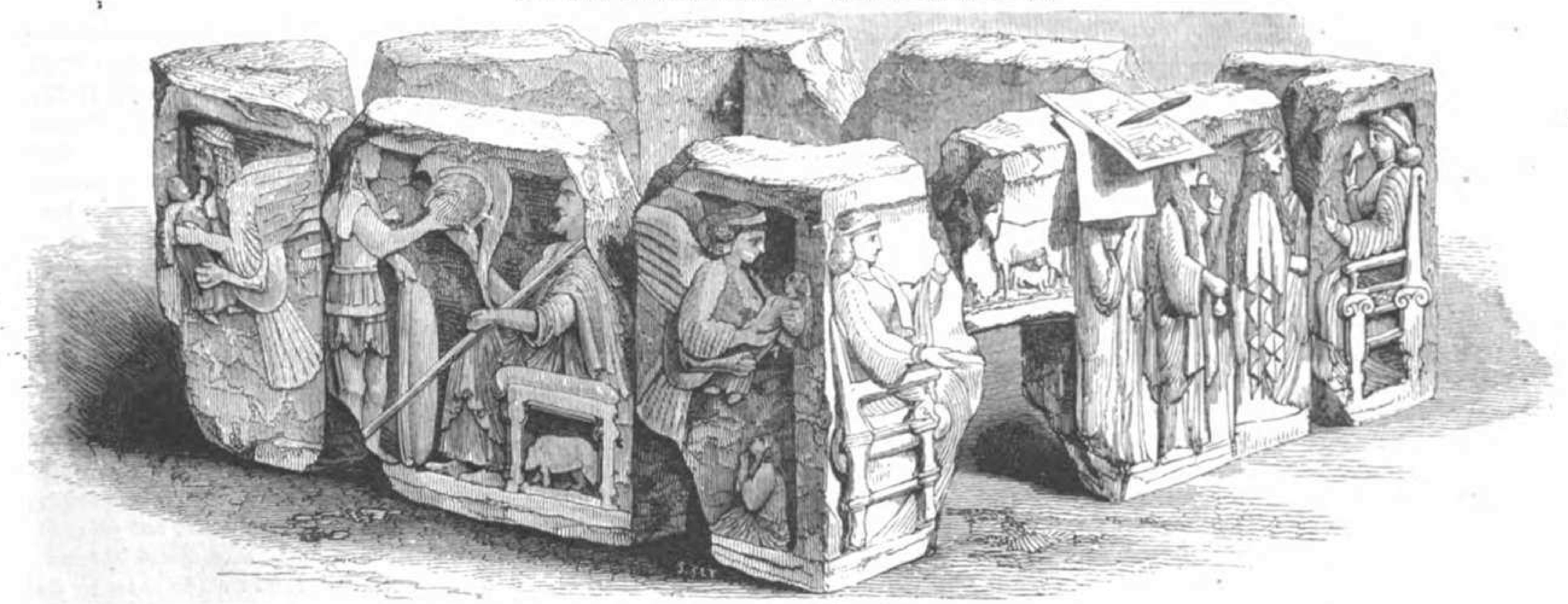
Wir nehmen dann unser einfaches Mahl ein; alle Erinnerung an den gestrigen unangenehmen Abend ist verbannt. Nach dem Essen plaudern wir und setzen uns behaglich an den Theetisch. Der alte Major, der meine Unart auch vergessen hat, wird Maria bitten, ihm die Pfeife zu stopfen, weil sie ihm dann am besten schmeckt, und mein Liebchen es mit großer Zierlichkeit und Grazie zu thun versteht.



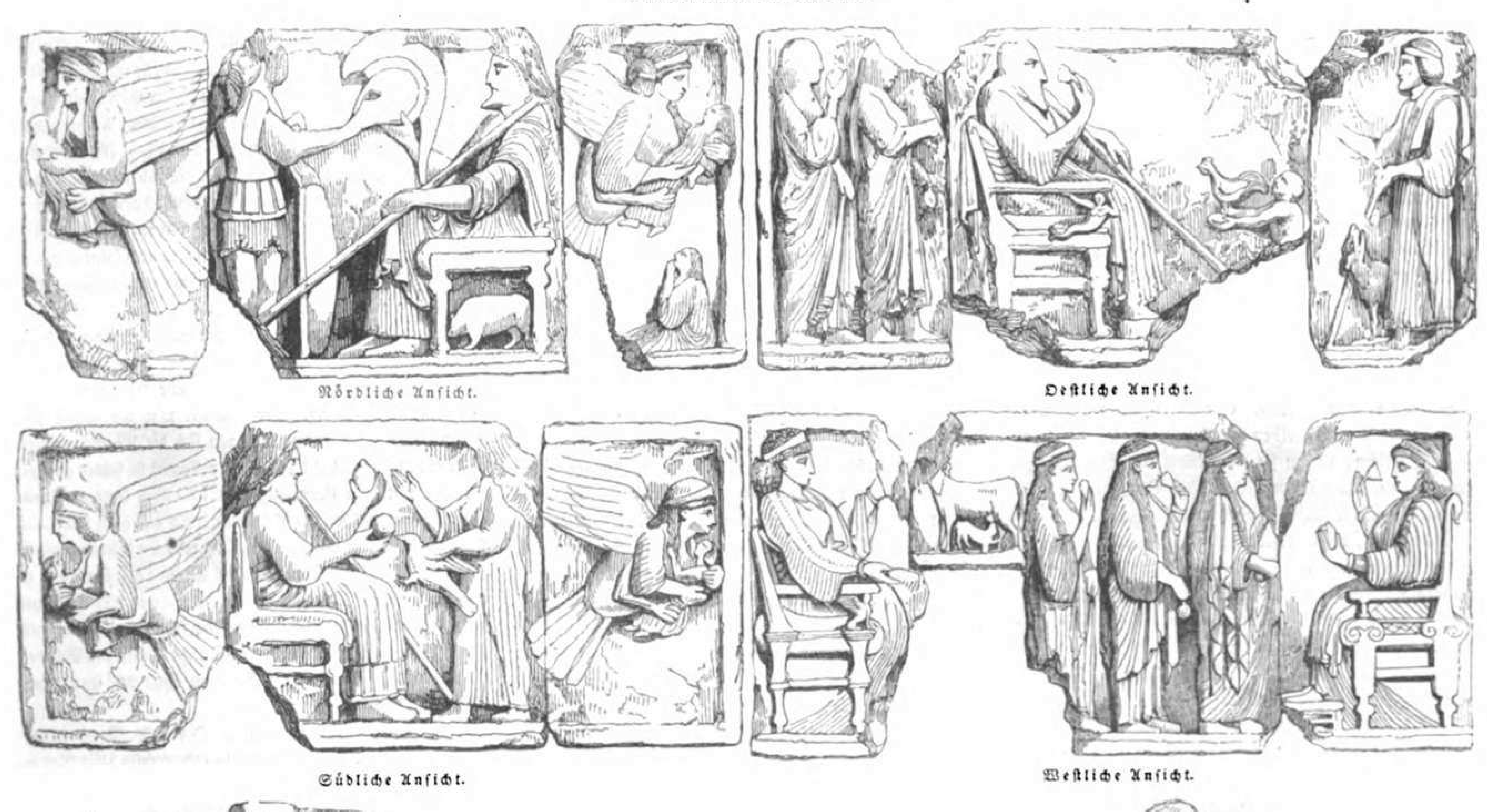
Dann wird er uns eine von seinen langen Kriegsgeschichten zum hundertsten Male erzählen, und wir ihm aufmerksam zuhören, oder wenigstens so thun.

Wie groß wird mein Glück sein, wenn ich sie glücklich sehe und zwar glücklich durch mich! Ach! wie ist die Nacht so lang! Will sie denn gar kein Ende nehmen?! (Fortsetzung folgt.)

XANTHISCHE MARMOR.



Ein Grabmal aus Xanthus.



Nördliche Ansicht. Oestliche Ansicht.

Südliche Ansicht. Westliche Ansicht.



Griechische Amazone.



Römischer Torso.



Griechische Amazone.

Die Xanthischen Marmor.

Das brittische Museum hat eine neue Acquisition gemacht, die Xanthischen Marmor. Erst seit einigen Wochen sind diese Bruchstücke antiker Bildwerke zu öffentlicher Beschauung dort aufgestellt. Der reisende Engländer Charles Fellowes sammelte sie in Klein-Asien und schaffte sie auf Kosten der Regierung nach London. Eine Auswahl derselben bieten wir unsern Lesern in den vorstehenden Abbildungen. Man hat diesen Skulpturen den Namen „Xanthische Marmor" gegeben, aber der Ausdruck ist nicht ganz passend, denn sie stammen nicht aus der Hauptstadt des alten Lyciens. Die Gegenden in Klein-Asien, wo sie Hr. Fellowes aufgefunden, liegen zwischen dem 42—36 Grade der Breite und dem 26—32 Grade der Länge und umfassen die Provinzen Lydien, Mysien, Bithynien, Pisidien, Pamphylien, Lycien und Carien.

Die interessanteste Geschichtsperiode dieser Länderstriche war jene Zeit, wo Griechen sie beherrschten. Die Ruinen ihrer alten Städte sind für den Alterthumsforscher eine Fundgrube archäologischer Schätze. Ehe diese Städte von den Römern unterjocht wurden, was im dritten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung geschah, standen sie schon seit Jahrhunderten in Blüthe, einige derselben seit dem grauesten Alterthume, wie sich aus dem Style ihrer Bildwerke erkennen läßt.

Das Land, wo sie gefunden werden, ist mit Ruinen bedeckt; es besteht, wie das gelobte Land, aus einer Kette von Hügeln und Thälern. Auf jedem Berge ein Tempel, auf jedem Felsenplateau eine Akropolis, an den Abhängen der Hügel Begräbnißhöhlen, Thäler und Ebenen mit zerstörtem Mauerwerk, Ruinen von Altären, Piedestals, Triumphbögen und Säulen übersäet, zwischen denen Fledermäuse und Eidechsen nisten.

In Lycien sind vorzugsweise die Grabmäler von hohem Interesse. Viele Meilen in der Runde sieht man die Felsenwände von ihren Ruinen prangen. Einige Hunderte derselben sind verhältnißmäßig gut erhalten und, wie es scheint, noch uneröffnet, aber der bei weitem größere Theil ist geplündert und zerstört. Sie haben meist griechische Inschriften. Viele derselben sind Monolithen — eins mit dem Felsen, in den sie der Meißel des Bildners gehauen —, manche mit architectonischen Ornamenten, andere mit epischen Basreliefs geschmückt.

Xanthus, dessen kostbare Ruinen die Aufmerksamkeit des Archäologen in so hohem Grade auf sich ziehen, ist jetzt wenig mehr als ein Trümmerhaufe, aufgestapelt an dem Ufer des Flusses, der gleichen Namen führt. Sie scheinen alle aus einer und zwar aus sehr früher Periode abzustammen. Viele der Mauern sind cyklopisch. Die Eleganz und Keuschheit im Style der Skulpturen beurkunden auch hier das hohe Talent griechischer Künstler. Die Ruinen bestehen aus Tempeln, Gräbern, Triumphbögen und einem Theater. Am anziehendsten sind die Grabmäler, ihrer poetischen und schön gearbeiteten Basreliefs wegen. Daß sie zweitausend Jahre lang, dem Wetter blosgestellt, sich bewundernswürdig gut erhielten, verdanken sie wahrscheinlich der feinen Politur des festen weißen Marmors, aus dem sie gehauen sind, und welchen die Zeit nur mit leichtem röthlichen oder gelblichen Hauche gefärbt hat. Man findet sie von allen Größen, zwischen 5 bis 30 Fuß Höhe. Sie sind meist von länglichem Bau, einige zwei und drei Stockwerke hoch, und tragen am Giebel die, alten Kenotaphien eigenthümliche Form von Akroterien. Dächer, Simse und Seiten sind mehr und weniger mit Skulpturen und Ornamenten verziert. Die Basreliefs von einem der größten Sarkophage des alten Xanthus sind es, welche im brittischen Museum zwischen den egyptischen und elginschen Marmorn aufgestellt, seit Kurzem das Auge des Alterthumskenners fesseln. Die Zeichnungen, welche sie doppelt, nämlich in perspectivischer Ansicht und in einzelnen Details darstellen, mögen dem Leser den Kunsttypus dieser alten Bildwerke mit möglichster Treue versinnlichen.

Die nördliche Seite des Grabmals theilt sich in drei Tafeln. Auf der mittlern sieht man einen mit doppelter Tunika und Mantel bekleideten Herrscher auf einem Throne sitzen, den Stab — den Zepter der Alten — in der Linken, mit der Rechten einem vor ihm stehenden Krieger einen Helm überreichend. Jede der beiden Seitentafeln enthält die in egyptischen Bildwerken so häufig angewandte Figur einer Harpye in aufwärts fliegender Stellung, in den Klauen die Gestalt eines todten menschlichen Körpers tragend. Wahrscheinlich drückte der Künstler durch solchen Harpyenraub mythisch den glücklichen Eintritt der Seele in das Land der Unsterblichkeit aus.

Auch die südliche Seite des Sarkophages theilt sich in drei Tafeln. Außer den harpyenartigen Gestalten an den beiden Ecken sieht man hier im Mittelbilde wiederum einen königlichen Greis auf dem Throne, dem ein weibliches Wesen Granatäpfel und eine Taube überreicht.

Auf der östlichen Seite sieht man eine ähnliche ehrwürdige Gestalt auf dem Throne sitzen und der Rede eines Kindes lauschen, das einen Hahn darreicht. Hinter dem Throne stehen Personen vom Hause des königlichen Greises mit Früchten in der Hand, vor dem Kinde ein Mann mit einem Hunde, vielleicht sein Führer oder ein Dolmetscher seiner Gefühle, oder der Arzt des kranken Herrschers.

Die westliche Seite zeigt zwei auf Thronen sitzende weibliche Figuren. Vor der einen derselben stehen drei jungfräuliche Gestalten in schwer drapirten Gewändern, das Haar aufgelöst oder in langen Flechten herabhängend, die Stirn mit der Tiara geschmückt. Sie scheinen der Königin Blumen zu bringen. Gegenüber der zweiten weiblichen Gestalt, sitzend auf dem Throne, sieht man das Bild einer Kuh, die ein junges Kalb säugt, ohne Zweifel ein Symbol mütterlicher Zärtlichkeit.— Keine Inschrift nennt den Sinn dieser Bilder; aber ihre Bedeutung mag jedes gefühlvolle Menschenherz auch ohne Worte errathen. Wir sehen den väterlichen Herrscher, der dem Sohne Tapferkeit durch Ueberreichen des Helmes empfiehlt, wir sehen die glücklich mit schlanken Töchtern umgebene Herrscherin, die liebende Mutter, wir sehen den kleinen Enkel die Trinkschale der Hygeia, den Hahn des Aeskulap mit Wünschen der Genesung dem kranken Großvater kindlich darreichen, während die ernste traurige Miene seines Begleiters wenig von Genesung hoffen läßt; kurz der Marmor sagt uns hier, wie schon vor zweitausend Jahren Lust und Schmerz das Leben der Menschen bewegten.

Der Charakter dieser Basreliefs zeigt ein Gemisch von egyptischer u. persepolitanischer Kunst. An erstere erinnern die Harpyen, die Throne, die Lilien der weiblichen Figuren, an letztere Haarschmuck und Faltenwurf der Gewänder.

Auf der Platte findet der Leser noch drei Bilder gravirt. Zwei davon stellen griechische Amazonen und das dritte den Torso einer männlichen Figur vor. Diese Marmor sind von römischer Skulptur, aus der besten Periode, und verdienen unter den neuen Acquisitionen des brittischen Museums vorzügliche Beachtung. Der Künstler, der sie schuf, wußte ihnen durch eine geschickte Behandlung der Gewänder, die überall da, wo es nöthig ist, die Bewegung der Glieder durchleuchten lassen, Leben einzuhauchen. Neuere Skulptoren können nicht besser thun, als wenn sie die Tiefen und Flächen studiren, die der antike Bildner mit so viel Einsicht und Gefühl zu meißeln verstand.

W. G.

Die Erscheinung des Kometen in der südlichen Hemisphäre.

Der berühmte Reisende Schomburgk theilt über dieses jüngste astronomische Ereigniß, welches ihn, in der Mitte seiner Indianer, eben so sehr überraschte, als die europäischen Astronomen, Folgendes mit.

„Wir fuhren den Essequibo hinauf, jenen stattlichen Fluß, welcher in drei, beinahe zwanzig Meilen breiten, Armen ausmündet. Das Wetter war ungünstig, der Regen war in Strömen herabgeflossen und der Himmel seit mehren Wochen mit Wolken bedeckt. Wir näherten uns dem Wasserfall Duropocari, 4° 11′ nördlicher Breite, und hatten am 8. März drei Meilen unter demselben unser Lager aufgeschlagen, als zum ersten Male seit unserer Abreise der Himmel, welcher zeither eine einzige einförmige graue Wolkenmasse gezeigt hatte, sich am Abend aufklärte und nach Südwesten das tiefe, mit Sternen besäete, tropische Blau entrollte. Wir begrüßten mit Freuden diese Verkündung besserer Witterung, aber wie groß war unser Erstaunen, als wir gegen Westsüdwest einen breiten, weißen, nebeligen Streifen bemerkten, der sich nach dem Horizont hinabneigte und bis zu einer Höhe von 45° erhob! Der Zenith war mit jenen schönen Wolken bedeckt, welche die Meteorologiker cirro-cumulus nennen, der Himmel war aber vollkommen hell zu beiden Seiten des Streifens, welcher in seiner Breite von 64′ und der reinen, weißen, beinahe durchsichtigen Färbung einen herrlichen Contrast zu dem tiefen Azur des tropischen Himmels bildete. Ob der Streifen bis ganz auf den Horizont hinunterreichte, konnte ich nicht wahrnehmen, da der Wald, an dessen Saume wir uns gelagert hatten, wie eine Mauer mich an der Beobachtung dieses Theils des Himmels hinderte. Von dem Punkte an, wo der Streifen sichtbar ward, schien derselbe gleiche Breite zu haben, nur daß er nach dem Ende zu durchsichtiger ward und leicht divergirte.

Was kann das sein? war die erste Frage. Meine indianischen Freunde standen um mich herum und blickten mit Erstaunen bald auf das Phänomen, bald auf mich. War es ein Mondregenbogen? Die diagonale Richtung, ohne irgend eine Krümmung, stritt, abgesehen von der Stellung des Mondes, welcher beinahe im ersten Viertel und ein wenig westlich vom Meridian stand, gegen eine solche Voraussetzung. Mehre von der Mannschaft riefen: „Es ist eine Wasserhose!" die es doch augenscheinlich nicht war, und nach vielem unnützen Hin- und Herrathen kamen wir dahin überein, daß es eine außerordentliche, höchst interessante Erscheinung sei, deren Art und Beschaffenheit sich vor der Hand nicht erklären lasse. Bald nachher zogen dunkle Wolken in einzelnen Gruppen schnell von Osten nach Westen und bedeckten theilweise den weißen Streifen, welcher durch die gebrochenen Wolken hindurch sichtbar blieb, woraus hervorging, daß das Phänomen einer höhern Atmosphäre, als der der Wolken angehöre.

Unsere Zweifel wurden aber am nächsten Abend, d. 9. März, gelöst: es war ein Komet! Unser Lager war jetzt so vortheilhaft gelegen, daß der südwestliche Horizont vor unsern Augen frei dalag. Der Himmel war bis sieben Uhr theilweise bewölkt, dann verzogen sich die Wolken gegen Westen hin und siehe! da stand der Komet in seiner ganzen Pracht, mit dem Kern ungefähr 12° über dem Horizont und mit dem Schweife bis zu dem etwa 45° hoch stehenden V des Eridanus reichend. Der Kern erschien dem unbewaffneten Auge wie ein Stern zweiter Größe; der Schweif, zu Anfange wie ein schmaler Streifen, breitete sich nach und nach bis auf 1° 10′ aus und verlor sich in den Eridanus. Das weißliche Licht und der durchsichtige Dunst des Schweifes divergirten in nebeligen Strichen etwa 20° unter dem Fuße des Orion.

Wir standen und erstaunten. Der helle Mond schmälerte etwas den Effect, den diese wunderbarste aller Naturerscheinungen hervorgebracht haben würde, wenn vollkommene Dunkelheit geherrscht hätte; die Ausdehnung des Schweifes war merkwürdig und die größte, die wir alle, die hier versammelt waren, jemals in unserm Leben gesehen hatten.

Ich erinnere mich noch des schönen Kometen von 1811, mit seinen divergirenden feuerfarbenen Strahlen; sein Schweif war aber weit kürzer als der, den wir jetzt anstaunten. Es war eine Scene, die sich meinem Gedächtniß fest eingeprägt hat. Da standen wir auf einer kleinen Insel mitten im Essequibo, umgeben von den schäumenden Fluthen, welche durch Granitdämme in ihrem Laufe gehemmt, donnernd über die schwarzen Steinmassen hinwegstürzten; ich, der einzige Europäer unter einer Anzahl nackter Wilden, deren kupferfarbene Gestalten von unserm Wachtfeuer seltsam angestrahlt wurden. Einige standen aufrecht, mit den Armen über die Brust gekreuzt, die andern kauerten auf dem Boden — aller Augen aber waren furchtsam auf den fremden Stern mit dem leuchtenden Schweife gerichtet. Kein Wort ward gesprochen. Das Rauschen des schäumenden Wassers war die einzige Unterbrechung des Schweigens. Tamanua, ein junger Wapisiana von mehr Verstand, als man gewöhnlich unter seinem Stamme antrifft, brach endlich das Schweigen. „Das ist," sagte er, „der große Geist der Sterne, der furchtbare Capischi — Hungersnoth und

Pest erwarten uns!" und die Indianer brachen, als ob sie nur auf das erste Wort gewartet hätten, um ihren Gefühlen Luft zu machen, in einen Strom leidenschaftlicher Worte aus, indem sie die Erscheinung des gefürchteten Capischi beklagten, des Vorläufers der Pest und der Hungersnoth, und mit heftigen Geberden ihre Arme nach dem Kometen emporhoben.

Ich war überrascht, bei meinem indianischen Gefolge dieselbe abergläubische Furcht vor den Kometen zu finden, welche zu allen Zeiten diese Himmelserscheinung als:

„Mit Hunger, Pest und Krieg die Welt bedrohend,
Mit Tod die Fürsten und mit Noth die Länder"



für das gemeine, ununterrichtete Volk zu einem Gegenstand des Schreckens gemacht hat. Meine Indianer bestanden aus Arecunas, Wapisianas und Macusis. Die ersten nannten den Kometen „Wätaimá", welches, wie „Capischi", den Geist der Sterne bedeutet. Die Macusi-Indianer nannten ihn „Cá-poe'címá", eine feurige Wolke, oder „Wä-inopsa", eine Sonne, die ihr Licht hinter sich wirft.

Müssen wir nicht zugeben, daß diese einfachen Kinder der Natur diesem prachtvollen Phänomen einen weit bezeichnenderen Namen gegeben haben, als wir civilisirte Nationen? „Komet", von coma abgeleitet, ist wenigstens eine Benennung, in der über diese Erscheinung, so wie sie sich dem Auge darstellt, nur sehr wenig Andeutung liegt.

In der Idee, welche die Arecuna und Wapisiana von den Kometen haben, erkennen wir die Ansicht Kepler's, welcher behauptet, daß sie Ungeheuer wären, so wie auch die des Paracelsus, welcher annahm, daß sie von Geistern gebildet und zusammengesetzt wären. Die Meinung der Macusi hat einen poetischeren Anstrich; der Komet heißt „Capoe'címá", eine feurige Wolke. Wem fällt hierbei nicht die Wolkensäule und Feuersäule ein, durch welche Gott die Kinder Israel aus Egypten führte? Und „Wä-inopsa", der synonyme Ausdruck, eine Sonne, die ihr Licht hinter sich wirft, ist für die Erscheinung dieses erhabenen Phänomens so bezeichnend, als ob er von der modernen Astronomie ausgedacht worden wäre."

Ganz ähnlich beschreibt ein englischer Schiffscapitain, G. Stains von der Brigg „William Fulcher", die Erscheinung des Kometen, welchen er, von Sidney kommend, unter dem 14' 30" nördlicher Breite und 36' 30" westlicher Länge erblickte, und wir halten die von demselben aufgenommene Abbildung für interessant genug, um dieselbe unsern Lesern nicht vorzuenthalten. A. K.

Modenbericht.

Wir gerathen jetzt ins siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zurück, und die Moden unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. kommen wieder in Aufnahme; die glatten Mantelets, die spitzen Leibchen, die engen und halblangen Aermel, alle diese alten Neuigkeiten bilden in zeitgemäßer Verjüngung und in neuen Stoffen die Mode des Tages.

Zur kleinen Abendtoilette werden häufig Kleider von Mousseline, Tarlatane, Fichüs à la paysanne, vorn durch ein natürliches Bouquet oder eine gothische Nadel festgehalten, und Bändercoiffüren getragen.

Als Hausneglige nimmt sich ein Peignoir von Mousseline mit chinesischer Seide, rosafarben, gefüttert, sehr gut aus; die Aermel sind türkisch und mit zwei breiten Spitzenstreifen besetzt; das Häubchen ist von Spitzen mit Rosaband und einer chinesischen Rose.

Für die Promenade besteht jetzt die geschmackvollste Toilette in einem langen, sehr weiten Barègekleide, Mantelet von schwarzen Spitzen, weißen Crêpehute mit Federn und Stockparasol — ombrelle douairière. —

Während der schönen Jahreszeit liegt die Eleganz einzig und allein in geschmackvoller Einfachheit und in der Wahl leichter, frischer Stoffe; auf die schweren, reichen Winter- und Frühlingstoiletten folgen jetzt die Mousseline, die Barège, die Nankings, die Strohhüte, die Capoten. Und alle diese einfachen, bescheidenen Gegenstände weiß der Geschmack zu einem Ensemble zu vereinigen, welches uns den Glanz der abgelaufenen Saison vergessen läßt.

Der Mantelet ist ziemlich derselbe, wie er im Jahre 1837 war; der Unterschied liegt nur in der Garnitur, der Schnitt aber ist fast ganz gleich. Die Mantelets von schwarzem, braunem oder anderm dunkelfarbigen Taffet trägt man zum Neglige wie zur Abendtoilette; glacirte Stoffe von hellen Nuancen sind blos für die Halbtoilette des Tages verwendbar. Zur Garnitur nimmt man lieber denselben Stoff, aus welchem der Mantelet gefertigt wird, als Bänder.



Mantelet à la vieille.

Unsere Zeichnung stellt eine Dame vor, welche ihren Mantelet ganz mit der ernsten Grazie einer Frau von Stande trägt. Die Taille darf kaum sichtbar sein.

Es sind auch mehre Neuerungen in dem Schnitte der Kleider am Modenhorizonte aufgetaucht, ohne jedoch gerade große Aufmerksamkeit zu erregen; wir erwähnen blos die Aermel mit Buffen am Handgelenk, die geschnürten Leibchen und die Kleider mit spanischer Garnitur.

Die Federn auf den Strohhüten werden immer beliebter, obgleich auch einfache Bänder sich sehr geschmackvoll ausnehmen. Unsre schönen Leserinnen, welche den Sommer auf dem Lande zubringen, machen wir auf den neuerfundenen Strohhut der Modistin Alexandrine aufmerksam, da er offenbar den Vorzug vor dem alten Schweizerhute mit runden flachen Krämpen hat, dessen jetzt schon die Pensionsschülerinnen überdrüssig sind. Dieser Strohhut, welcher den Namen Capeline erhalten hat, ist der eigentliche ur-



Hüte à la Capeline.

sprüngliche italienische Strohhut, geschmeidig, leicht und naiv. Man kann ihn mit Band- oder Sammetrosetten verzieren, oder auch, nach italienischer Art, Blumen unter denselben in das Haar stecken.

Es läßt sich gewiß keine Hutform denken, welche den Kopf weniger belästigt und das Gesicht besser schützt.

Die eine der beiden vorstehenden Figuren trägt ein Battistkleid mit doppelten Aermeln. Die myrthengrüne Taffetschürze reicht ziemlich weit um die Taille herum; der flache, glatte Halskragen ist von feiner holländ. Leinwand.

Die andre trägt ein Nankingkleid mit halblangen, glatten Aermeln. Der Kragen, unter welchen eine kleine schottische Cravate geknüpft ist, besteht aus gestreiftem Linon; die Handschuhe sind von Taffet.

Das Stockparasol — ombrelle douairière —, dessen wir schon eben erwähnten, ist auf dem Lande sehr praktisch. Der Stock eignet sich sehr gut, um auf Spaziergängen in den Parks, in dunkeln Alleen oder auf Wiesen mit hohen Blumen, Reiser und andere Gegenstände, welche sich leicht an die Kleider hängen und das Gehen erschweren, aus dem Wege zu räumen. Der gewöhnliche Sonnenschirm ist dazu nicht ausreichend und der Knicker ermüdet die Hand.



Knabenanzüge.

Diese beiden Knabenanzüge sind sehr beliebt. Der ältere Knabe trägt eine Tuchjacke und Pantalons von Trivot oder Nanking; der Hemdkragen ist über das Halstuch geschlagen; der jüngere trägt eine Sammetblouse und Trivotkamaschen; die Beine sind nackt. Das Hemd ist wie ein Schweizerhemd gefältelt und ragt ein wenig über die Blouse empor, läßt aber den Hals frei. Die Mütze sitzt gut auf dem Haare à la jeune France.

Da wir einmal auf die Kinder gekommen sind, so geben wir noch die Abbildung eines von dem Mechaniker Lebrün zu Paris erfundenen Laufwagens.



Laufwagen.

Die Vortheile desselben sind zu sehr in die Augen fallend, um einer besondern Bezeichnung zu bedürfen. Viele Kinder, die gerade und wohlgeformt zur Welt gekommen sind, verkrüppeln später in größerm oder minderm Grade, weil ihnen zu zeitig zugemuthet worden ist, die ganze Last des Körpers blos auf den schwachen Beinchen zu tragen. Mittelst dieser künstlichen Beine dagegen können die Kinder sich stützen und ohne Gefahr und Ermüdung überall hin bewegen. Dasselbe leisten in Deutschland, wenn auch minder kostbar, die oft sehr niedlich geflochtenen Laufkörbe.

Spanische Tänzer.

Herr Campruri und Madame Dolores, die man hier in graziöser Stellung abgebildet sieht, haben sich schon früher in Paris Ruhm, Bravo's und — Geld ertanzt. Diesmal gaben sie ihre Vorstellungen auf dem Theater des variétés. Der Bolero und der Fandango sind schon oft beschrieben worden; die Chachucha der Fanny Elsler hat einen allgemeinen Weltruf erlangt; der hier dargestellte Tanz ist die weniger bekannte Rondola, ebenfalls ein Tanz mit Castagnetten und unter den spanischen so geistig belebten Tänzen einer derjenigen, welche die meiste Poesie athmen. Er beginnt unter dem Balcon zu den Klängen der Guitarre und endet mit dem Geknatter der Castagnetten. Man betrachte diese schlanken Taillen, diese Arme, welche sich im anmuthig leidenschaftlichen Spiele suchen, diese Köpfe, die sich gegen einander neigen und Blick und Lächeln austauschen, diese Füße, welche sich gegenseitig herausfordern — welche Anmuth und welche Kraft zugleich! Wie leer und kalt erscheint dagegen der deutsche Rutscher, der verwilderte, zügellose Galopp, wie nüchtern und erkünstelt der französische Contretanz! Im spanischen Tanz allein ist Leidenschaft, Phantastik und Poesie, individuelle Schöpfungs- u. Gestaltungskraft und ein dramatisches Leben, welches sich in und aus sich selbst entwickelt und zum intensivsten Ausdruck der Empfindung und des Pathos steigert.

79.



Herr Campruri und Madame Dolores im Costüm spanischer Tänzer.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung. — Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.